E-lib.ch
Elektronische Bibliothek Schweiz
Bibliothèque électronique suisse
Swiss electronic library

e-rara.ch

Herr Seminardirektor und Erziehungsrath Ignaz Theodor Scherr und seine Lehrmittel

Bluntschli, Johann Kaspar

Frauenfeld, 1837

ETH-Bibliothek Zürich

Signatur: Rar 7382

Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-28941

e-rara.ch
Das Projekt e-rara.ch wird im Rahmen des Innovations- und Kooperationsprojektes „E-lib.ch: Elektronische Bibliothek Schweiz“ durchgeführt. Es wird von der Schweizerischen Universitätskonferenz (SUK) und vom ETH-Rat gefördert.

e-rara.ch is a national collaborative project forming part of the Swiss innovation and cooperation programme E-lib.ch: Swiss Electronic library. It is sponsored by the Swiss University Conference (SUC) and the ETH Board.

www.e-rara.ch

Nutzungsbedingungen
Dieses PDF-Dokument steht für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Es kann als Datei oder Ausdruck zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Terms and conditions
This PDF file is freely available for non-commercial use in teaching, research and for private purposes. It may be passed to other persons together with these terms and conditions and the proper indication of origin.

Visual Library

Kern Conv 648 (2ar)
Kern Conv 648

Herr Seminardirektor und Erziehungsrath

Ignaz Theodor Scherr

und

seine Lehrmittel.

Eine Streitschrift.

Herausgegeben von

Dr. Bluntschli.

Frauenfeld.

1837.

BIBLIOTHEK d. EIDG. TECHN. HOCHSCHULE ZÜRICH

AUS DER
BIBLIOTHEK
VON
OBERST
HANS KERN

1867 - 1940

STADTRAT VON ZÜRICH
1914 - 1925

—

DER BIBLIOTHEK DER ETH
GESCHENKT VON DER
FAMILIE KERN-FLAD
IM AUGUST 1948

Rar 7382

Herr Seminardirektor und Erziehungsrath

Ignaz Theodor Scherr

und

seine Lehrmittel.

SCHWEIZ. PERMANENTE SCHULAUSSTELLUNG ZÜRICH

Eine Streitschrift

herausgegeben von

Dr. Bluntschli.

Frauenfeld,
Druck und Verlag von Ch. Beyel.

1837.

Vorwort.

Das Erscheinen der gegenwärtigen Schrift wurde aus mancherlei Ursachen verzögert. Nachdem sie indessen schon dem Drucke übergeben war, meldeten die Zeitungen, Herr Scherr habe seine Entlassung von der Stelle eines Seminardirektors begehrt. Diese Gerüchte konnten den Herausgeber nicht bestimmen, die Schrift zu unterdrücken, indem der erste Theil derselben sich lediglich mit einer politischen Fehde beschäftigt, in welcher ihm sein Recht werden kann und muß, sei er nun Direktor des Seminars oder nicht, und die beiden andern Theile Recensionen von Scherrischen Werken enthalten, deren Bedeutung keineswegs von jener Stellung ganz abhängt.

I.

Der Kreuzkorrespondent der Allgemeinen Zeitung

und

Herr Scherr.

Vous vouliez médire sans être damnéz, et être de ces saints et pieux calomniateurs, dont parle St. Athanase. — Toutes ces accusations d'hérésie qui ne coutent rien qu' à les avancer hardiment, ne sont bonnes qu' à faire peur aux Jgnorans et à étonner des Femmes; mais sachez que des Hommes d'esprit veulent savoir où est cette hérésie.

PASCAL lettres aux RR. PP. *Jesuites.*

Herr Seminardirektor Scherr gibt eine Art pädagogischer Zeitung heraus, den „pädagogischen Beobachter". In diesem Blatte, welches größtentheils nur von Schulmännern besonders des Kantons Zürich gehalten wird, kommen von Zeit zu Zeit auch zur Erbauung der pädagogischen Leser unter dem Titel Neuigkeiten politische Ergüsse und Bemerkungen vor. Die Nummer 14 v. 7ten April 1837 enthält nun folgende Anschuldigung gegen Dr. Bluntschli:

„Dieser junge Mann hatte sich selbst nicht nur in inländi-
„schen sondern auch in ausländischen Blättern*) oft und
„stark gegen die jetzigen politischen Einrichtungen ausgesprochen, ja
„dieselben auf's bitterste verhöhnt und deren Beseitigung so noth-
„wendig bezeichnet, als ob selbst fremde Einwirkung nicht zurück
„zu weisen wäre." Als die ausländischen Blätter wird dann die in Augsburg erscheinende Allgemeine Zeitung bezeichnet.

Es wird somit dem Dr. Bluntschli dreierlei vorgeworfen: 1) er habe eine feindliche Gesinnung gegen die jetzigen politischen Ein-

*) Diese Worte sind in dem Scherrischen Artikel absichtlich groß gedruckt.

richtungen unsers Staates und diese in der Allgemeinen Zeitung oft und stark ausgesprochen; 2) es habe sich der Ausdruck dieser Gesinnung bis zum bittersten Hohn gesteigert; 3) die Beseitigung jener Einrichtungen sei für so nothwendig erklärt worden, daß selbst fremde Einwirkung nicht zurück zu weisen wäre.

Die dritte Beschuldigung ist offenbar die schwerste. Denn wenn man sie ihrer geschraubten Form entkleidet und den Gedanken aus seinem Versteck heraus holt, wie er selber es ersichtlich genug wünscht, so heißt das einfach: Dr. Bluntschli habe in der Allgemeinen Zeitung fremde Intervention herbeirufen wollen, um die gegenwärtigen politischen Institutionen wieder zu beseitigen.

Herr Scherr hütete sich freilich, das so mit dürren Worten heraus zu sagen. Er mußte fürchten, gerichtlich belangt, überführt und bestraft zu werden. Und davor scheut sich Herr Scherr, seitdem er einmal empfunden hat, daß der Arm der Gerechtigkeit auch ihn zu erreichen wisse. Einen ähnlichen Verdacht will aber doch Herr Scherr unter seine Schullehrer werfen. Um nun beides zu verbinden, Straflosigkeit und Anschwärzung, sucht er nach einem Ausdruck, der zum voraus für Rückzüge und Entschuldigungen offene Thür läßt, auf eine feine Art aber doch das Gift ausspritzt, das in ihn gelegt wird. Als Pascal gegen die Jesuiten, die Schüler des Ignaz Loyola, schrieb, sprach er viel von den termes équivogues (doppelsinnigen Worten) deren sich die ehrwürdigen Väter zu bedienen verstehen. Herr Ignaz Scherr scheint es weiter gebracht zu haben, er versteht es, doppelsinnige Sätze zu construiren.

Doch wir wollen ihm nicht Unrecht thun. Vielleicht war es mehr eine unbesonnene Äußerung, die er bereute, nachdem sie ihm entfahren, nicht eine böswillige Verdächtigung. Herr Scherr war vielleicht in gutem Glauben, er rede die Wahrheit. Erst die nähere Prüfung seiner fernern Rechtfertigung kann zu einem sichern Resultate führen und wird die Wahrheitsliebe desselben in das glänzendste Licht stellen.

Es ist nicht ohne Bedeutung diese Untersuchung sorgfältig vorzunehmen: denn Herr Scherr hat einen großen Einfluß auf unsere Volks- und Jugendbildung. Es ist wichtig, für die Erziehungs-

behörden, für die Schulvorsteher, für die Schulmänner, für die Eltern, zu erfahren, wie es mit der Wahrheitsliebe dessen beschaffen sei, der der Pflanzschule für Volkslehrer vorsteht. Ist kein Sinn, keine Liebe für Wahrheit in ihm, dann wehe der jungen Lehrerschaft, deren Sinn für Wahrheit durch ihn ausgebildet werden sollte. Wahrheit ist nicht bloß die Sonne aller Wissenschaft; ohne Wahrheit kann auch der erste Schulunterricht, kann die sittliche Erziehung der Jugend nicht bestehen.

Dr. Bluntschli konnte, wie sich von selber versteht, eine so schändliche Anschuldigung nicht auf sich ruhen lassen. Da gerade um jene Zeit einige Schweizer-Zeitungen große Klagen erhoben gegen mehrere in der Allgemeinen Zeitung erschienene Artikel, welche mit einem Dreieck bezeichnet waren, und solche sogar landesverrätherisch nannten: so mußte derselbe glauben, Herr Scherr habe die nämlichen Artikel im Sinne. Bei einigen derselben ließ sich doch ein gewisser Schein denken, der Herrn Scherr verleiten konnte, jene Beschuldigungen auszusprechen. Dr. Bluntschli sah sich daher genöthigt, öffentlich zu erklären, was freilich Herr Scherr gar wohl wissen konnte und, wie es nunmehr sich zeigt, auch wußte, jene Dreieckartikel rühren nicht von ihm her. Zugleich forderte er Herrn Scherr auf, statt grundloser und vager Verdächtigungen heraus zu rücken und die fehlbaren Artikel zu bezeichnen.

Herr Scherr, statt entweder seinen Fehler einzugestehen und sich zu entschuldigen, daß er ohne Veranlaßung einen Andern auf die schändlichste Weise angeschwärzt habe, oder sogleich der Aufforderung zu entsprechen, antwortete anmaßend *) und zugleich aus-

*) Es fragt sich indessen, ob das der rechte Ausdruck dafür sei. Mehrere meiner Freunde fanden in seinem Tone die abentheuerlichste Anmaßung. Er sprach z. B. von Dr. Bluntschli fortwährend mit einem scheinbaren Hohn als von einem „jungen Mann", während Hr. Scherr wenige Jahre älter ist, als Bluntschli, und dieser schon seit mehrern Jahren, seit mehrern, als Herr Scherr, in bedeutenden öffentlichen Aemtern steht. Mir kam das indessen weit weniger als bewußte, sondern eher als unbewußte Anmaßung vor. Denn mich dünkt, es ist das eine Erscheinung, der man oft begegnet, daß Schullehrer, die immer nur junge, gläubig an sie heraufsehende, Leute vor sich haben, aus bloßer Pedanterie nach und nach sich selber immer als Schulmeister denken, auch da, wo sie Andern begegnen, die nichts weniger als unter ihnen stehen. Diese Erklärung ist auch darum die wahrscheinlichere, weil Herr Scherr, dem Klugheit niemand absprechen wird, kaum mit Bewußtsein eine so lächerliche Haltung angenommen hätte.

weichend, verdächtigend und zugleich beschönigend. Bluntschli, entschlossen, ihn eben diesmal nicht „mit aalglatten Windungen enschlüpfen" zu lassen, forderte stärker, daß er herausrücke und Rede stehe.

Endlich, nun er nicht mehr anders kann, endlich versteht er sich dazu, der „überkühnen (?) Herausforderung" Folge zu leisten. In drei Nummern seines pädagogischen Beobachters theilt er nun drei Lieferungen von Auszügen aus Artikeln der Allgemeinen Zeitung mit, aus denen hervorgehen soll, jene Beschuldigungen seien wahr.

Doch nein, so weit geht Herr Scherr nicht mehr, sie für wahr zu erklären und ihren Nachweis zu versuchen. Von einer feindseligen Gesinnung gegen die politischen Einwirkungen spricht er nicht mehr, sondern nur von einer denselben „höchst ungünstigen Ansicht". Daß er früher von der bittersten Verhöhnung jener Institutionen gesprochen, hat er ganz und gar vergessen, seitdem er die Artikel des Kreuzkorrespondenten der Allgemeinen Zeitung gelesen und ausgezogen. Und von einem Wunsche fremde Intervention in der Schweiz zu sehen, weiß er auch nichts mehr. Der Vorwurf löst sich nunmehr dahin auf, die Artikel „haben der Schweiz in der Meinung des Auslandes gar sehr geschadet" *). Auch sagt er nicht mehr (früher hatte er es ganz unzweideutig gesagt) „Dr. Bluntschli ist dieser Korrespondent", sondern nur: „er wird dafür gehalten" **).

So will er unvermerkt schwächere, vagere Anschuldigungen an die Stelle der stärkern, bestimmteren treten lassen. Aber ehrlich genug, jene zu widerrufen, und desto fester auf diese zu halten, das ist er wieder nicht. Er weiß recht gut, daß beide gleich unhaltbar sind. Er will nur seinen drohenden Fall mildern, indem er zur Hälfte schon freiwillig sich dem Boden nähert.

Aber so sind wir nicht gesonnen zu streiten. Ich will ihn nochmals heraufheben zu seinen frühern Anschuldigungen und ihn dann wie er es verdient, so herunter schleudern, daß ihn das Auf-

*) Vorrede zu den Auszügen in Nr. 20 des Beobachters. **) Ebenda.

stehen verdrießen soll. Hätte Herr Scherr widerrufen, meinethalb in der für ihn schonendsten Form, hätte er sein Unrecht, nachdem er es erkannt, bekannt; so hätte ich ihm die Kränkung verziehen und wäre von einem Streite abgestanden, den ich nie gesucht und den ich, da ich auch sonst nicht streitsüchtig bin, gerne vermieden hätte. Durch „aalglatte Windungen entschlüpft" er mir nun aber nicht, bevor ihm Gerechtigkeit zu Theil geworden.

Die Allgemeine Augsburger Zeitung nimmt unter allen politischen Zeitungen des Continents so ziemlich den ersten Rang ein. Ihr Publikum ist ein sehr ausgedehntes. Nicht bloß in Deutschland, in allen Ländern und Welttheilen wird sie vielfach gelesen. Sie kommt namentlich auch in die Hände von Staatsmännern und Regierenden, und wer einer solchen Zeitung regelmäßige Korrespondenzen liefert, hat in der That keine leichte Aufgabe. Er hat der aufgeklärten öffentlichen Meinung gegenüber eine ähnliche Stellung, wie der Gesandte gegenüber seinem Hofe. Das hat auch Niebuhr ausgesprochen, der selber Gesandter gewesen und die Pflichten dieser kennt. Er soll daher vor allem aus wahre Berichte liefern. Es ist das das erste und nothwendigste Erforderniß.

In diesem Bestreben kann er nun freilich, wenn er einem einzelnen Staate angehört, gegen den er noch heiligere Pflichten hat, in eine schwierige Lage kommen. Wenn in seinem Vaterlande Verkehrtes geschieht, soll er das melden? Wenn eine Mittheilung seine Heimath in Mißkredit setzen könnte, soll er die senden? Wenn Gefahr für den Verkehr, oder gar für die Unabhängigkeit seines Staates aus einer Angabe entstehen könnte, soll er diese machen? Und wenn er wichtige Thatsachen verschweigt, kann in diesem Schweigen nicht auch eine Unwahrheit liegen?

Fragen, die sich fast Jeder, der in ein solches Blatt schreibt, beantworten muß. Meine Ansicht darüber ist im Wesentlichen diese: in sehr vielen Fällen wird die Verlegenheit schon durch die Stellung des Publikums beseitigt. Dieses verlangt nichts zu wissen von kleinen Geschichten aller Art, von Fehltritten einzelner Behörden und Leute; es kümmert sich nichts um solche Dinge, welche den einheimischen Zeitungen so vielen Stoff geben zur Erörterung.

Jene Fragen können sich daher nur auf wichtigere Ereignisse beziehen. Und auch da verschwindet in sehr vielen Fällen die Schwierigkeit, indem jene Ereignisse ihrer Natur nach nicht unbekannt bleiben können und es weit verderblicher ist, wenn man den blinden Zufall, der so gerne übertreibt, walten läßt, als wenn man in fortlaufenden Berichten die Wahrheit in ihrem natürlichen Zusammenhange darstellt.

Aber auch für dergleichen Berichte scheint es mir als Regel gelten zu müssen daß der Korrespondent die Angelegenheiten seines eigenen Landes mit Schonung behandle, daß er, so weit es das Interesse der Wahrheit zuläßt, auch das Interesse seines Staates zu fördern suche. Er soll die Wahrheit weder unterdrücken noch entstellen. Er soll seine Überzeugung, wie er sie hat, aussprechen, unbekümmert um den Zorn oder das Naserümpfen Einzelner oder Mehrerer. Aber er soll zugleich auch immer im Auge behalten, daß er berichte über ein Land, dessen Geschöpf und dessen Glied er ist. Wenn aber die Wohlfahrt seines Staates überhaupt keine wahren Mittheilungen mehr verträgt, wenn daraus Gefahr für dessen Existenz oder doch für dessen wichtigste Interessen entstünde: wie dann? Dann weiß ich keinen andern Rath, als, er gebe die Korrespondenz ganz auf und versuche nicht länger die Ausübung zweier Pflichten, welche unmöglich geworden ist. Denn Unwahrheit soll er auch dann nicht berichten, und er soll selbst nicht die Unwahrheit eines vorübergehenden Stillschweigens auf sich nehmen. Er muß die ganze Stellung zu seinem großen Publikum, zur öffentlichen Meinung, verlassen und sich zurück ziehen in den engern Kreis seines Landes.

Dieß meine Ansichten über solche Korrespondenzartikel.

Jene Schwierigkeiten stellen sich nun natürlich am ehesten in den Beziehungen des eigenen Landes zum Auslande dar. An dieser Klippe strandet man leicht; die einen, weil sie die Wahrheit, die andern, weil sie ihr Staatsinteresse Preis geben.

In den Jahren 1834 — 1836 war die Schweiz zu verschiedenen Malen in Verwicklungen mit den auswärtigen Mächten gekommen. Das zu verschweigen, war kein Grund und keine Mög-

lichkeit; es ist daher auch in den Korrespondenzartikeln der Allgemeinen Zeitung, auch in den mit einem Kreuz bezeichneten, vielfach die Rede davon. Wer nun diese Artikel vergleicht mit den in ähnlichem Sinne in den Schweizer-Zeitungen, nicht bloß in den gemäßigt freisinnigen, auch in den radikalen, wird sich überzeugen, daß sie durchweg vorsichtiger und schonender geschrieben sind, eben weil ihr Verfasser sich bewußt war, daß er großentheils ein fremdes Publikum vor sich habe.

Herr Scherr hat nun in seinen dreißig Auszügen, die er seinen Lesern aus Artikeln der Allg. Zeitung zum besten gibt, auch mehrere gewählt, welche sich auf diese Verwicklung beziehen und welche nun eben erweisen sollen, daß jene Artikel eine Tendenz zeigen, die Intervention des Auslandes herbei zu wünschen, oder, wie er sich zuletzt ausdrückte, daß sie der Schweiz gar sehr geschadet haben.

Bevor ich indessen auf die Prüfung seiner Auszüge eintrete, muß ich noch ein paar allgemeine Bemerkungen über alle jene Auszüge vorausschicken:

1) Herr Scherr hat dreißig Nummern Auszüge geliefert, welche alle aus Briefen genommen sind, die ein Kreuz als Zeichen tragen. Die Briefe vertheilen sich folgender Maßen in die Jahre:

In's	Jahr	1832	gehören	7 Stücke.
=	=	1833	=	5 =
=	=	1834	=	14 =
=	=	1835	=	4 =
=	=	1836	=	0 =
=	=	1837	=	0 =

30.

Da höre ich einen nachrechnenden Schullehrer ausrufen: Falsch gerechnet; es findet sich keine einzige Stelle aus dem Jahre 1833, wohl aber neunzehn aus dem Jahr 1834 in den Auszügen. Der Schullehrer hat Recht. Ich aber habe auch Recht. Und nur Herr Scherr hat Unrecht. Fünf Artikel nämlich haben ein falsches Datum in den Scherrischen Auszügen und stehen in der Allgemeinen Zei-

tung, wo ich sie alle nachgeschlagen habe, im Jahr 1833. Das Datum ist aber hier nicht unwichtig; denn Herr Scherr wußte vermuthlich, daß Dr. Bluntschli in den Jahren 1832 und 1833 in gar keiner Verbindung mit der Allg. Zeitung stand. Wenn wir sagen, er wußte das vermuthlich, so beruht unsere Vermuthung darauf, daß er damals oft zu einem frühern sehr achtungswerthen Korrespondenten der Allg. Zeitung kam und dessen Verhältniß wohl so gut kannte, als viele ferner stehende Leute. Indessen ist es doch möglich, daß Herr Scherr hier aus bloßer Unachtsamkeit und Oberflächlichkeit, nicht aus bösem Willen, das falsche Datum hinsetzte*). Jedenfalls müssen somit von jenen 30 Auszügen 12 von meiner Rechnung abgeschrieben werden. Es wäre ein Leichtes, jenen Korrespondenten gegen die ihm unter der Firma Dr. Bluntschli gemachten Vorwürfe zu vertheidigen und auch da die Scherrische Unlauterkeit nachzuweisen. Unsere Schrift wird aber ohnedieß von der Wahrheitsliebe des Herrn Scherr solche und so viele Proben liefern, daß der Glaube an ihn wohl bei allen, welche nicht blind sind, erschüttert werden muß.

2) Von den 18 Auszügen, welche in die Zeit nach 1833 gehören, fallen noch drei andere**) weg. Die 15 übrigen, also

---

*) Folgende Artikel tragen dieses falsche Datum: 1) in der zweiten Lieferung der dritte (Charakteristik der verschiedenen Parteien, aus der Herr Scherr ein Stück herausgeklaubt) 2) der vierte (über die Regierung von St. Gallen) 3) der siebente (für die freie Rede der Geistlichen. Darin war auch eine beiläufige Bemerkung gegen Herrn Dr. Keller. Vermuthlich war das der noble Grund, aus dem Herr Scherr den Artikel aufnahm; denn der ganze Artikel hat die Tendenz, die Gefährdung der neuen Institutionen als verwerflich zu bezeichnen.) 4) der letzte (über eine Scheußlichkeit der Baselandschäftler während des Bürgerkrieges). 5) in der dritten Lieferung der sechste (worin einer blutdürstigen Adreße des Züricher Schutzvereines gedacht ist, aus einem sehr gründlichen und umfassenden Briefe über den Sarnerkrieg heraus gezerrt). Daß dieses letztere Fragment, wenn es im Jahr 1834 geschrieben worden wäre, ganz anders zu beurtheilen wäre, als wenn es 1833 während eines erhitzten Bürgerkrieges verfaßt wurde, ist Jedem einleuchtend.

**) Nämlich der letzte der ersten Lieferung und der zweite und drittletzte der dritten Lieferung. Jener ist nicht direkte aus der Korrespondenz der Allg. Ztg. geschöpft, diese sind zwar mit meinem Zeichen erschienen, aber nicht von mir. Indessen ist es mir auch da wieder ziemlich gleichgültig, für sie auf weiteres Verlangen einzustehen.

gerade die Hälfte, sind nun allerdings von mir. Die ganze erste Lieferung erkenne ich mit Ausnahme eines einzigen Bruchstückes als mein Eigenthum an, in der zweiten aber nur zwei und in der dritten nur sieben Fragmente. Da unter diesen gerade die Artikel sich finden, welche vorzugsweise von dem Verhältniß der Schweiz zum Auslande handeln, so sieht Herr Scherr, daß ich keineswegs im Sinne habe, ihm auszuweichen.

3) Wie kommt es, daß Herr Scherr, welcher die Anschuldigung den 7. April 1837 unter das Publikum wirft, keinen einzigen Beleg in den Artikeln der Jahre 1836 und 1837, die ihm am nächsten lagen, findet, sondern seine Auszüge aus den Artikeln der Jahre 1832 bis 1835 mühselig heraus sucht? Ich habe dafür nur eine Erklärung. Er fand in den letzten Jahren nichts, was selbst aus allem Zusammenhange herausgerissen auch nur eines täuschenden Scheines fähig gewesen wäre. Desto eher hoffte er, solchen Schein zu finden in den Zeiten der heftigsten innern Aufregung, wo es dem Besonnensten schwer hält, sich vor Aufwallungen der Leidenschaft zu hüten.

4) Wäre es Herrn Scherr um Wahrheit zu thun gewesen, so hätte er den Leser der Auszüge auf den Standpunkt gesetzt, aus dem er die Auszüge zu beurtheilen habe. Aber statt dessen schnoberte er in allen Artikeln mehrerer Jahre herum, und wo er mitten in einem langen Aufsatze ein Sätzchen fand, das für sich allein einen zweifelhaften Sinn haben mochte, da riß er es rasch heraus und warf es unter die Auszüge hinein. Es ist das ganz die Weise jesuitischer Ketzerrichter. Entweder nicht fähig einer gesunden Wahrheit suchenden Kritik, oder nicht geneigt, dieselbe anzuwenden, finden sie es bequemer um Schriftsteller anzuschwärzen — in unsern Tagen steht aber die politische Verketzerei jener religiösen gleich — einzelne Sätzchen irgendwo heraus zu reißen, von ihrem Zusammenhange zu entblößen, von ihrer wahren Bedeutung kein Wort zu sagen und dann zu schreien: Seht da den Ketzer! Schlagt ihn todt! Glücklicher Weise hat Herr Scherr nicht die Macht jener Ketzerrichter, und der bloße Wille, in ihrem Geiste zu verfahren, soll ihm nicht fruchten.

Noch mehr. Herr Scherr begnügt sich nicht einmal mit einer solchen Reihenfolge von Auszügen. Um die Verwirrung unauflöslich, das Verständniß schwieriger, die Möglichkeit der Täuschung größer zu machen, wirft er alle seine Auszüge lustig durch einander.

Da folgt ein Auszug aus dem Jahre 1832 unmittelbar auf einen aus dem Jahre 1834. Dann kömmt wieder einer aus dem Jahre 1835 nach einem von 1833 und vor einem des Jahres 1834.

Doch ich bitte Herrn Scherr um Entschuldigung. Ich that ihm Unrecht, wenn ich nur dem Durcheinanderwerfen der ganzen Masse von Auszügen eine verständige Absicht unterlegte (nämlich die, besser zu täuschen) und annahm, die einzelnen durch einander gewürfelten Auszüge lägen nun zufällig neben einander. In der nachläßigen Unordnung entdecke ich so eben wieder eine feine Ordnung. Was man nicht alles lernen kann, wenn man einmal bei Herrn Scherr in die Schule geht!

Herr Scherr ist ein Schulmann und weiß, wie die Leute gewöhnlich lesen. Sie nehmen gewöhnlich an: Der folgende Satz stehe mit dem vorhergehenden in Verbindung und werde durch diesen erklärt. Da kann man denn geschickt zwei Fragmente zusammen stellen, von denen das erste ein gewisses schiefes Licht auf das folgende wirft, und auf die Zahlen achten die wenigsten, werden somit ihres Irrthums nicht gewahr, und die etwa darauf achten, werden durch Verfälschung der Zahlen irre geführt.

Ich will das durch ein Beispiel erörtern und könnte mehrere anführen. Es folgen bei Herrn Scherr nach einander folgende zwei Fragmente:

Nro 368. 23. September 1834. So lange das Stürmen und Wühlen fortdauert, können die innern Einrichtungen in den Kantonen weder Wurzel fassen, noch sich organisch ausbilden.

Nr. 354. 7. September 1832. Also mit allem Unglücke, das inzwischen über das Land gekommen wäre, stände man am Ende wieder, wie im Anfange, und hätte zum Schaden noch den Spott.

Das erste (v. Jahr 1834) rührt von mir, das zweite (vom Jahr 1832) nicht von mir her. Wer oberflächlich liest, und derer sind die Meisten, wird nun aber etwa Folgendes aus diesen Fragmenten heraus lesen: Zuerst kam die Klage über das Wühlen; da-

bei können die inneren Einrichtungen der Kantone nicht gedeihen. Dann ging die Klage in Erfüllung und das arme Land, von den Wühlern untergraben, wäre im tiefsten Elend und würde noch ausgelacht obendrein.

Wer nun aber merkt, daß das zweite Fragment eben nur durch die Hand des Herrn Scherr um zwei Jahre versetzt wurde und nicht in der mindesten Beziehung zum ersten steht, der merkt auch, daß er nicht so lesen muß, wie Jene. Wenn er aber erst die Artikel selber aufschlägt, aus denen einzelne Fetzen heraus gerissen wurden, und statt des trügerischen Zusammenhanges, in den sie durch Herrn Scherr gebracht sind, den wahren Zusammenhang nachsieht, so wird er, ich wette darauf, die Fragmente noch mit ganz anderem Auge ansehen, als zuvor. Das erste Fragment ist aus einem Briefe, worin von unordentlichem Verfahren im Kanton Bern die Rede war, und bei dieser Gelegenheit wird dann die ganz unschuldige Bemerkung beigefügt, daß die innern politischen Einrichtungen, wenn sie fortwährend aufgerüttelt werden, nicht feste Wurzeln fassen können. Die zweite Bemerkung aber folgt auf die ausführliche Darstellung eines von einem Privatmanne entworfenen Projektes für eine Bundesverfassung, die im Freimüthigen erschienen war und spricht somit nicht von der Vergangenheit, wie es von dem Zusammenhange losgerissen allerdings zu reden scheint, sondern von der Zukunft, insofern jenes von dem Verfasser bekämpfte Projekt angenommen würde.

Es ist das ein rechtes Muster, wie es Herr Scherr trieb bei seinen Auszügen. So verhält es sich aber mit den meisten. Doch es ist nun Zeit, zu den übrigen Fragmenten etwas näher hinzu zu treten.

Im Jahre 1834, nach dem Savoyerzuge, kam die Schweiz gegenüber den deutschen Mächten in eine gefährliche Lage. Eine Anzahl fremder Abentheurer hatte offenbar von ihrem Asyle Mißbrauch gemacht, die Neutralität der Schweiz verletzt, einen befreundeten Nachbarstaat angegriffen. Es ward besonders von Seite der deutschen Mächte Entfernung der Schuldigen aus dem schweizerischen Gebiete verlangt. Von Anfang an schien mir das Recht

des Auslandes, solches zu fordern, klar. Diese Überzeugung sprach ich offen aus, auch in der Allgemeinen Zeitung. Man zögerte indessen auf schweizerischer Seite so lange, bis dringende, zuletzt drohende Begehren kamen. Die Begrüßung des Königs von Sardinien in Chambery durch schweizerische Abgesandte kam mir damals als eine erniedrigende in keiner Weise zu entschuldigende Demüthigung vor. In einem inländischen Blatte tadelte ich die Kniebeugung heftig. In der Allg. Ztg erwähnte ich derselben ganz leise, fast nur im Vorbeigehen. Warum wohl, Herr Scherr? Die Wahrheit durfte ich nicht verschweigen. Die Erniedrigung wollte ich aber nicht als solche brandmarken.

Die Volksstimmung in der Schweiz wollte damals Entfernung der unruhigen Fremden. Der Vorort Zürich ebenfalls. Die meisten Stände erkannten die Gerechtigkeit des Begehrens an. Nur Bern, der damals sogenannte moralische Vorort, weigerte sich, zu vollziehen. Und außer Bern machte noch ein Anderer Schwierigkeiten, nämlich der französische Gesandte, Hr. von Rumigny. Ich war damals ebenfalls überzeugt, daß jene zweizüngige Politik Frankreichs in der Schweiz nicht aus Neigung, nicht aus Freundschaft für die Schweiz entsprossen war. Seither sind sehr Viele auch dieser Meinung geworden; damals aber stand es noch nicht so. Im Gegentheil, schweizerische Staatsmänner von hoher Stellung vertrauten jenem Gesandten damals noch ganz. Er übte noch immer einen sehr überwiegenden Einfluß auf die Leitung der schweizerischen Angelegenheiten aus. Dieser französische Einfluß schien mir der allergefährlichste. Es schien mir daher eine Hauptaufgabe der Zeit, davor zu warnen, und die Einwirkung des Gesandten zu lähmen. Aus diesem Sinne gingen jene Artikel hervor, welche Herr Scherr mißbrauchen will, um mir die Tendenz, fremden Einfluß herbeizurufen, anzudichten. Ich weiß, daß diese Artikel einiges beigetragen haben, fremden Einfluß zu hemmen. Und dieses Bewußtsein läßt mich desto ruhiger die alberne Verketzerung verachten.

Das Alles wird übrigens am besten aus den Artikeln selber hervor gehen, welche Herr Scherr im Auszuge mittheilte. Ich will einige der Scherrischen Auszüge folgen lassen und dann jedesmal

den Zusammenhang des Fragmentes mit dem übrigen Artikel mit dessen eigenen Worten nachweisen.

a) Scherrischer Auszug:

Nro 89. 30. März 1834. So richtig die Ansichten sind, welche der Vorort in der polnischen Sache ausgesprochen hat, so scheint man doch nicht die nöthige Kraft in der Ausübung zu entwickeln.

Darauf folgen in dem Artikel unmittelbar diese Worte:

Die Eidgenossenschaft kann nur durch ein rasches, entschlossenes Handeln, nicht durch saumseliges Unterhandeln und Hin- und Herschreiben sich aus der Verlegenheit, in welche sie gerathen, ziehen und ihre eigene Würde vor Angriffen behaupten. — — — — — Dabei müssen wir aber noch einer andern Schwierigkeit (außer dem Bernerischen Widerstande) gedenken, welche, wie es scheint, sich einer raschen Thätigkeit von Seite des Vorortes entgegen stellt. Es ist das zweideutige Benehmen Frankreichs. Während es nämlich ganz sicher und unzweifelhaft ist, daß Frankreich, sowie in allen andern wesentlichen Punkten, so auch in dem Begehren um Wegschaffung der fremden Flüchtlinge öffentlich mit den andern Mächten einverstanden ist: so versichert man, daß sein Gesandter unter der Hand einem energischen Verfahren entgegen arbeite. Es ist das dieselbe Politik, die auch schon in andern Ländern gespielt wurde und dort Manchen bethört hat. Was dabei Frankreich für Absichten hat, ist nicht recht klar. Es ist insofern unbedingt der größte Feind unserer Selbständigkeit — Wohl mögen die Franzosen über die Schweiz als eine vorgeschobene Provinz nach Belieben zu verfügen glauben. Der deutsche Geist, der in uns lebt, wird sich diesem Einflusse doch wieder entziehen. u. s. f.

b) Scherrischer Auszug:

1834. Nr. 142. 22. Mai. Unabhängige Schweizer müssen nun wünschen, daß auch die Gesandten anderer Mächte auf leitende Personen und Regierungen wirken möchten; nicht weil ihnen fremder Einfluß wünschbar erscheint, sondern weil es besser ist, verschiedenen, als nur Einen Einfluß zu haben.

Darauf folgt unmittelbar:

Die verschiedenen Interessen und Bestrebungen der Mächte würden sich gegenseitig paralysiren und die Schweiz gerade dadurch unabhängig und selbständig sein. Jetzt überwiegt der französische Einfluß, der, auf diese Weise geübt, nicht einmal in Frankreichs Interesse liegt, auf Kosten unserer Freiheit und unserer Wohlfahrt.

c) Scherrischer Auszug:

1834. Nr. 171. 30. April. Mit den großen Nachbarstaaten, die sie *) umgeben, kann sie freilich nicht rivalisiren, sie hat weder große ökonomische Hülfsquellen, noch ausgebildete zahlreiche Armeen. Was darüber in einem schweizerischen Korrespondenzartikel, wenn ich

*) Die Schweiz.

nicht irre von Luzern, gesagt wurde, ist großentheils leere Prahlerei.

Eine an sich gewiß völlig wahre Bemerkung. Nur Narren, nicht dem Publikum der Allg. Ztg., wird man es weiß machen können, die Schweiz sei eine große Macht und könne mit den großen Mächten Frankreich, Deutscher Bund und Oesterreich rivalisiren. In dem genauesten Zusammenhange mit dieser Bemerkung steht aber in dem Original Folgendes, was Herr Scherr gelesen, aber absichtlich verheimlicht hat, weil es den falschen Schein, den er haben wollte, zerstört hätte. Es heißt nämlich in meinem Artikel unmittelbar darauf so:

Dessen ungeachtet kann sie in sich ein reiches, frisches Leben entwickeln und gar Manches, was sich in Frankreich, Deutschland, Italien und Oesterreich ausgebildet, durch Hülfe des vielfachen Verkehrs genießen. Die Lebendigkeit, durch welche kleine Republiken sich auszeichnen, die Bedeutsamkeit vieler tüchtiger überall gewandter Individualitäten ist ihr Erbtheil. Die größte Mannigfaltigkeit aller Erscheinungen findet sich in ihr zusammengedrängt. In dieser Eigenthümlichkeit wurzelt auch ihre Freiheit; sie darf sich eben deßhalb keiner andern Macht hingeben, sondern muß eifersüchtig und mißtrauisch ihre Selbständigkeit als höchstes Gut bewahren. Darum muß ihr so unendlich viel an der strengsten Neutralität liegen.

d.) Scherrischer Auszug:

1834. Nr 209. 28. Juli. Wenn hier nicht Parteileidenschaft und Furcht die Augen der Parteien verblenden und die Sinnen erhitzen würden, so müßte jedem Schweizer bald klar werden, daß diese Begehren des Auslandes durchaus gerecht waren.

Den Zusammenhang verheimlicht Herr Scherr wieder absichtlich. Unmittelbar nämlich vorher war davon die Rede, die Tagsatzung habe mit 15 Stimmen das Benehmen des Vorortes Zürich gebilligt, welcher den Begehren des Auslandes entsprochen hatte, weil der Große Rath von Zürich in der Hauptsache mit Einmuth sie gerecht befunden hatte. Nur eine kleine Minderheit könne sich nicht davon überzeugen. Dann folgen die von Herrn Scherr mitgetheilten Worte, mit diesem von Hr. Scherr wieder absichtlich verheimlichten Zusatz:

Sollten andere Begehren des Auslandes kommen, was wir nicht glauben, so würde dann mit Recht der äußerste Widerstand geleistet und wohl alle Parteien sich dahin versöhnen, vor Allem Schweizer zu sein.

Heißt man das etwa fremde Einwirkung anrufen, um die bestehenden Institutionen zu stürzen?

Es wäre mir ein Leichtes, auf ähnliche Weise auch noch die andern Stellen zu durchgehen. Doch sie haben meist, sogar in ihrer Abgerissenheit, auch nicht den geringsten Schein einer böswilligen Absicht oder auch nur einer für die schweizerische Freiheit ungünstigen Ansicht, daß es sich schon deßhalb nicht der Mühe lohnt, darauf einzutreten.

Außer dieser Verwickelung kam die Schweiz später noch in mehrere, von denen meine Artikel in der Allgemeinen Zeitung wieder Meldung thun. Von der Behandlung dieser schweigt Herr Scherr aber fein säuberlich. Warum dieses? Die Antwort liegt oben auf. Als der französische Gesandte in der Schweiz die Berner erschreckte und zu einer Rücknahme der Badenerconferenzschlüsse zwang, sprach sich der Kreuzcorrespondent der Allg. Zeitung sehr stark aus gegen solche ungebührliche Einmischung eines fremden Gesandten in die innern Angelegenheiten der Schweiz. Als ferner Besorgnisse rege wurden, es möchten sich der Klosterfrage die katholischen Mächte annehmen und auch sonst noch unrechtmäßige Begehren stellen, suchte der Kreuzcorrespondent der Allg. Zeitung nachzuweisen, daß sie dazu nicht befugt seien, und daß die Schweizer das Recht und die Lust haben, sich dagegen zu wehren. Als die Conseilgeschichte losging, war es der Kreuzcorrespondent der Allg. Zeitung, der dort zuerst zu zeigen wagte, Conseil sei ein Spion und es sei eine schändliche Intrigue gegen uns gespielt worden. Daß er dabei nicht so ungestüm losfuhr, wie viele Schweizerzeitungen, sondern mit Ruhe die Sache erörterte, das hat, abgesehen von individueller Weise, schon darin seinen guten Grund, daß die Allg. Ztg. nicht in Liestal sondern in Augsburg erscheint und ihrem Publikum, welches bei der Sache nicht unmittelbar betheiligt war, eine besondere Erhitzung der Sprache schlecht behagt hätte, während dasselbe Publikum für kalte Erörterung durch Gründe sehr empfänglich ist.

Warum also hat Herr Scherr das Alles verschwiegen? Weil die Lüge ein Feind der Wahrheit ist, weil dieselben absichtliche und

bewußte Täuschung der Leser, die wir im Kleinen bei seinen Auszügen nachgewiesen, sich auch auf das Große, die gesammte Korrespondenz erstreckt.

Das nun von den ausländischen Verhältnissen. Wie werden nun aber die innern behandelt? Unter allen Auszügen des Herrn Scherr habe ich keinen gefunden, der einen Haß gegen die gegenwärtigen politischen Einrichtungen, noch viel weniger einen Hohn über dieselben ausspräche. Ich könnte ohne Mühe Duzende von Stellen aus der Allg. Ztg. anführen, in denen sich im Gegentheil eine Vorliebe gerade für die wichtigsten der neuern Institutionen ausspricht. Eine einzige von Herr Scherr angeführte Stelle kann allerdings den Anschein haben, als ob sie über die Verfassungsarbeiten spottete, nämlich folgende:

Nr. 365. 31. Dezember 1834. Auf Schaffhausen werden nun bald einige andere Kantone folgen, und die Verfassungsfabriken in volle Bewegung kommen.

Wenn man aber weiß, daß unmittelbar vorher die Rede war von der Totalrevision der Verfassung zu Schaffhausen und der Abstimmung des Volkes darüber, das nur mit einer Mehrheit von ein paar Stimmen die neue gänzliche Revision einer nagelneuen Verfassung gut hieß; wenn man ferner weiß, daß unmittelbar nachher folgende von Herrn Scherr wieder verheimlichte Worte stehen:

Möchten sie uns nur erst eine verbesserte Bundesverfassung mit erhöhter Centralität liefern können.

Wenn man das überlegt, so wird man einen ganz andern Gedanken in jenem Sätzchen finden, nämlich einen Ausdruck des Unwillens darüber, daß mehrere Kantone, statt unaufhörlich ihre Kantonalverfassung von vorne bis hinten zu durchgehen und zu ändern, besser thäten, einmal in der Förderung einer neuen Bundesverfassung ihren eidgenössischen Sinn zu bewähren.

Was muß man aber zu einem Manne sagen, der zu solchen Mitteln greift, um eine Lüge glaubwürdig zu machen. Hier hört alle Selbsttäuschung auf. Daß Herr Scherr so ehrenhaft sei, begangenes Unrecht gut zu machen, hatten wir nie erwartet: daß er aber verwegen genug sei, mit solcher Stirne das Unrecht erhär-

ten zu wollen, daß er sich nicht schäme, durch Auszüge, wie er sie gemacht, sich selber so bloß zu stellen, wie er es gethan, daß er zu solchen Verfälschungen des Sinnes theils durch Zusammenstellung von Sätzen, die nicht zusammen gehören, theils durch Verstümmelung des ursprünglichen Zusammenhanges, theils durch Verschweigung dessen, was über die politische Gesinnung gerade aufklärt, seine Zuflucht nehme; dazu haben wir ihn für zu klug gehalten. Und es wäre dieses Verfahren in der That ganz unbegreiflich, wenn man nicht wüßte und Herr Scherr es auch wüßte, daß dem größten Theil seiner Leser die Allg. Ztg. gar nicht zu Gesichte kömmt, und daß ein anderer Theil der Leser immer geneigt ist, von Andern, besonders solchen, deren politische Ansichten ihnen fremd sind, das Schlimmste zu glauben und Verläumdungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Eben deßhalb haben wir nun uns aber die Mühe nicht verdrießen lassen, und an Herrn Scherr ein warnendes Beispiel aufgestellt für Viele. Jedermann kann es nun mit Händen greifen, daß Herr Scherr nicht ein wahres Urtheil über jene Artikel in seinen Lesern erwecken wollte, daß er vielmehr eine Unwahrheit durch lauter andere Unwahrheiten wahrscheinlich zu machen suchte. Und ein solcher Mann ist Lehrer derer, welche unsere Jugend erziehen sollen! Wenn er den Samen der Wahrheit in dieser Weise aussäet, so werden wir eine schöne Ernte zu gewärtigen haben. Wer aber in einer Sache so beharrlich und so schändlich unwahr ist, auf dessen Wahrheitsliebe auch für alle andern Dinge baut nur ein Thor.

II.

Der pädagogische Beobachter

für

Eltern, Lehrer und Schulvorsteher.

Dieses ist eine Gabe, die mir verliehen ward — simpel, simpel: ein launischer abspringender Geist, erfüllet von Gestalten, Figuren, Formen, Gegenständen, Einbildungen, Wahrnehmungen, Motionen, Revolutionen: dieselben werden gezeuget in dem Mutterleibe des Gedächtnusses, ernähret in dem Schoße der pia mater, und an das Licht geboren bei zeitigender Gelegenheit.

Schulmeister Holofernes bei Shakespeare.

Vor dem Jahre 1830 waren die Züricherischen Volksschulen noch bedeutend hinter den Volksschulen mehrerer Deutscher monarchischer Staaten zurück. Mehrere gelehrte Züricher suchten zwar den Schulstand und die Schule möglichst zu heben. Aber es stand ihnen theils die ängstliche Rücksicht auf das Finanzwesen des Staates, theils ein in den Behörden vorherrschender Hang, die alt hergebrachte Weise, und wäre sie auch nur bloßer Schlendrian, unversehrt aufrecht zu halten, entgegen. Nur mit der größten Mühe gelang es ihnen, hier und da einige Reformen durchzuführen.

Durch die politische Aufregung des Jahres 1830 wurden auch die lange zurückgedrängten Bedürfnisse auf's lebhafteste angeregt. Die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Schulverbesserung wurde von dem Volke oder doch von den hervorragenden Köpfen allgemein und tief empfunden und entschieden ausgesprochen. Die Bedenklichkeiten warf man über Bord und Niemand wagte mehr den Versuchen, die Reform des Schulwesens durchzuführen, zu widerstreben.

Damals lebte in Zürich Herr Scherr, der im Königreich Würtemberg zu einem Schullehrer gebildet worden war, als Lehrer an der Taubstummenanstalt. Eine für seinen Beruf geeignetere Vorbildung, als sie je zuvor im Canton Zürich erworben werden konnte, große praktische Gewandtheit, beharrlicher Fleiß und die Kunst, den Augenblick klug zu benutzen, machten ihn vorzüglich fähig, eine Rolle bei dieser Reorganisation des Unterrichtswesens zu spielen. Er wurde im Verfolge Direktor des in Küßnach errichteten Schullehrerseminars und erwarb sich bald eine einflußreiche Wirksamkeit und eine schöne, sichere Stellung. Über die jungen Leute erlangte er, als überlegener Kopf, in Kurzem eine bedeutende Autorität, und da er es verstand, auch nach ihrem Austritt aus dem Seminar die Verbindung fest zu halten, in welche er mit denselben während ihres ersten Unterrichtes getreten war, da seine Macht zugleich stieg und er ihnen wohl und wehe thun konnte, so galt er allgemein als das wahre Haupt der Schullehrerschaft und wurde sogar scherzweise der Schulpapst genannt, ein Name, den er sich wohl gefallen ließ, denn er findet sich in seinen Schriften mehrmals.

Wir sind indessen keineswegs gesonnen, diese persönliche Wirksamkeit des Hrn. Scherr näher zu schildern. Es gebricht uns dazu an dem nöthigen Materiale und wir haben weder Muße noch Beruf, die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen und Prüfungen anzustellen. Wir setzen vielmehr voraus, Herr Scherr sei nicht bloß ein sehr geschickter Schullehrer, sondern habe auch ganz gute Kenntnisse, um andere zu Schullehrern auszubilden. Wir setzen es ebenfalls voraus, daß seine Bemühungen, die Reform des Schulwesens durchzusetzen, bedeutend waren und großes Lob verdienen. Wir wollen nur seine Schriften, wie sie gedruckt vor uns liegen, einer Prüfung unterwerfen, und unser objektives Urtheil darüber aussprechen. Der gegenwärtige Aufsatz ist seinem „pädagogischen Beobachter" gewidmet.

Unter diesem Titel gibt Herr Scherr eine Zeitung heraus, die seit dem Jahre 1835 allwöchentlich bei Orell Füßli und Comp. in Zürich erscheint. Sie ist für Eltern, Lehrer und Schulvorste-

her bestimmt, findet aber vorzugsweise ihr Publikum unter den Volksschullehrern. *) Sie muß somit auch vorzugsweise für diese berechnet sein. Ein großes Publikum scheint sie indessen nicht zu haben; wenigstens sah sich Herr Scherr genöthigt, zweimal dringend zu realen Subscriptionen aufzufordern: das erste Mal zu Neujahr 1836 mit folgenden Worten:

„Wenn dann überdieß der Umfang des Blattes sich noch „erweitert und auch politische Verhältnisse **) in Rücksicht genommen „werden: so darf die Redaktion und Verlagshandlung die Hoffnung „aussprechen, es werden recht viele Volksfreunde durch ihre Theil„nahme das Unternehmen unterstützen und es werde namentlich je„der gebildete Schullehrer das Blatt für sich selbst (sic!), nicht „etwa mit zehn andern zusammen (sic!), halten."

Noch dringender zu Ende des Jahres, um die Subscription für 1837 zu sammeln. †)

„Wir können nicht umhin, die Ansicht zu äußern, es möchten „nicht so gar viele Leser bloß auf unentgeldliche Weise an dem Blatte „Theil nehmen wollen, sondern durch ihren realen Beitritt uns in „den Stand setzen, immer mehr Zeit und Mitarbeiter dem Blatte „zuwenden zu können. In dieser Beziehung ist es wirklich merk„würdig, wie vornehme und reiche Herren sehr häufig den kärglich „besoldeten Schullehrer als Abonnenten einstehen lassen ††), aber „gar nicht ermangeln, das Blatt in Bälde aus seinen Händen in „die ihrigen zu beziehen."

Eine höchst würdige pädagogische Ankündigung eines pädagogischen Blattes! Indessen wenn nur der Inhalt gut ist, so darf man dem Redaktor die marktschreierischen Künste zu Gute halten.

---

*) Jahrgang 1837. S. 12.

**) als Lockvogel für die Abonnenten.

†) Ein Stoßseufzer wegen des Abonnements findet sich auch Jahrgang 1837. Seite 12.

††) Die vornehmen und reichen Herren zwingen die kärglich besoldeten Schullehrer doch wohl nicht, den Beobachter zu halten. Herr Scherr aber, so viel in seinen Kräften steht, gebietet ihnen, den Beobachter zu halten und verbietet ihnen zusammen zu treten, um sich die Kosten des Abonnements zu erleichtern. Und doch kommt wohl nichts darauf an, daß das Blatt unmittelbar nach seinem Erscheinen gelesen werde.

In diesem Blatte nun finden sich, außer kurzen Nachrichten über Schulverhältnisse und insbesondere über die Arbeiten des Züricherischen Erziehungsrathes, eine Anzahl pädagogischer Aufsätze und Recensionen. Leider sind aber gerade diese, welche offenbar der Tendenz eines für Schullehrer berechneten pädagogischen Blattes gemäß das eigentliche Wesen desselben ausmachen sollten, im Allgemeinen sehr dürftig. Es kommen zwar darunter mehrere ganz gute besonders eingesendete Artikel vor; auch einge Arbeiten der Redaktion selbst. Aus diesen heben wir vorzüglich die ersten des ersten Jahrganges hervor, welche die Eltern über manche Vorurtheile aufklären sollen, die noch gegen das neue Schulwesen gehegt werden. So bald Herr Scherr sein administratives praktisches Talent zeigen kann, so lassen wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Eine ziemliche Anzahl von Artikeln bewegt sich aber in dieser Richtung. Es sollen Angriffe abgewehrt, die sogenannte neue Lehre vertheidigt, die Schullehrer als Stand zusammengehalten und zu einem bestimmten Zwecke bearbeitet, ihnen die Benutzung eines Lehrmittels empfohlen werden: Aufsätze der Art, meistens von der Redaktion herrührend, sind faßlich, anschaulich, bestimmend, kurz ächte Zeitungsartikel. Selten aber erheben sie sich über diese Sphäre. Wir glauben zwar, es seien die Anforderungen an ein solches Blatt nicht hoch zu spannen, besonders in wissenschaftlichem Sinne. Aber das meinen wir: etwas wissentschaftlicher und gründlicher dürften die eigentlich pädagogischen Aufsätze doch sein. Soll sich der Schullehrerstand wahrhaft heben, so müssen ihm die Ideale seines Wirkens, die leitenden Prinzipien immer klarer werden. Und da ist es eine schöne Aufgabe eines Redaktors, sie in diesem Streben zu unterstützen. Dazu kann aber ein oft seichtes, oberflächliches Raisonnement mit rein praktischer Tendenz zu sofortiger Anwendung in der Schulstube nicht führen.

Diese Unwissenschaftlichkeit der Redaktion zeigt sich vornehmlich auch in den sogenannten Recensionen; denn in der Regel unterscheiden sich diese nicht von ganz ordinären Buchhändleranzeigen. Für eine politische Zeitung mag dieses etwa angehen, für ein pädagogisches Blatt und ein pädagogisches Publikum nicht. Da wäre es die Aufgabe, den

Lehrern zu zeigen, wie sie zu lesen, wie sie das Gelesene zu prüfen hätten. Aber freilich, um dieß thun zu können, muß der Kritiker eben ein Kritiker sein.

Neben den sogenannten Recensionen des Hrn. Scherr kommen aber auch Recensionen vor über Hrn. Scherr — oder vielmehr Anzeigen von solchen über Scherrische Schriften. Wenn in irgend einem Journale von den Büchern des Hrn. Scherr etwas Vortheilhaftes gesagt wurde, so wird das sicher im pädagogischen Beobachter wieder den Lesern des Hrn. Scherr aufgetischt, damit sie ja vor Ehrfurcht gegen ihren großen Meister ersterben. Man könnte nach dem bekannten Sprüchworte: „Eigenruhm stinkt" das Herrn Scherr übel nehmen: und zuweilen stinkt zu weit getriebene Eitelkeit wirklich. Aber gar zu hoch möchten wir das doch Herrn Scherr nicht anrechnen, und zwar darum nicht: seine Thätigkeit war vielfacher Mißkennung ausgesetzt. Er hatte, wie Jeder, der etwas Neues schafft, wenn er auch mit noch so günstigem Wasser arbeitet, viele Gegner zu bekämpfen; er war auch mancherlei Verketzerungen ausgesetzt. Freilich hätte ihn gerade diese Erfahrung vor eigener Verketzerung anderer bewahren sollen, er hätte bedenken sollen, daß die Verketzerung, die er erlitten, mehr in Unverstand als bösem Willen ihre Quelle haben, und die Verketzerungen, die er sich gegen andere erlaubte, um so verwerflicher seien, je weniger er zu den Dummen zu zählen sei. Doch das bei Seite: immerhin mußte es ihm recht sein, Autoritäten anführen zu können, durch welche seine eigene noch schwache Autorität verstärkt würde. Und es mag diese Rücksicht vieles entschuldigen.

So empfänglich nun aber Herr Scherr für das Lob ist, das ihm wiederfährt, so empfindlich wird er, wenn ihn ein Widerspruch oder Tadel überrascht. Sogleich antwortet er im pädagogischen Beobachter, aber auf das giftigste. Wer findet, eines seiner Bücher sei schlecht, der ist ganz gewiß auch ein Feind des Schulwesens. Denn dieses und Herr Scherr sind ja eines und dasselbe. Wer einen Zweifel äußert über die Richtigkeit der pädagogischen Ansichten des Herrn Scherr, der ist entweder ein schwarzer Aristokrat oder ein noch schwärzerer Pfaffe. Auf eine gründliche Be-

kämpfung der Gegner läßt er sich nicht ein; er findet es bequemer, mit Verdächtigungen zu erwiedern oder in spottendem Zorne zu entbrennen. Daß aber auch ganz tüchtige von Hrn. Scherr selbst anerkannte Pädagogen seine Bücher oft sehr fehlerhaft finden, das kann nicht in Abrede gestellt werden. Ein schlagendes Beispiel mag genügen.

Der Professor Lorberg in Göttingen hatte die Scherrische Schulgrammatik in der Allgemeinen Schulzeitung vortheilhaft recensirt. Um alle andern Beurtheiler nieder zu schlagen, theilt Herr Scherr die Recension im Beobachter vollständig mit. *) Als Lorberg eine neue Auflage derselben Schulgrammatik wieder günstig anzeigte, läßt Herr Scherr auch diese Anzeige im pädagogischen Beobachter wieder abdrucken **). Nun recensirte aber derselbe Lorberg, den Herr Scherr vorher nicht genug rühmen konnte, auch den „Bildungsfreund" von Scherr und dießmal nicht günstig***). Davon schweigt nun aber Herr Scherr wohlweislich und wird vermuthlich die Autorität Lorbergs für diese Schrift nicht mehr anerkennen wollen.

Zu diesen Artikeln kommen nun eine Menge Lückenbüßer aller Art, an denen die Redaktion nur einen negativen Antheil hat, indem sie ihr dienen, das Blatt auszufüllen. Darunter oft ganz hübsche Reden, außer „blöden" †) Gedichten, wie der Erzähler sie nannte, auch einige lesenswerthe, sogar einige von vollendeter Schönheit aus Rückerts Gedichten abgedruckte. Die ganze Partie gehört aber doch, so groß sie ist und so viele Seiten sie füllt, unter die Rubrik Lückenbüßer.

Nicht ganz dahin rechnen wir die Briefe des Hrn. Scherr über einen Ausflug nach London und Paris, welche sich durch alle Jahrgänge des Beobachters hindurch ziehen und sich selber als einen Hauptbestandtheil des Beobachters geltend machen. ††)

---

*) Jahrgang 1835. S. 62.
**) Jahrgang 1836. S. 239.
***) Allg. Schulztg. Ich werde den Lorbergischen Aufsatz als Anhang abdrucken lassen.
†) Das größte und blödeste ist von Herr Scherr selbst, nämlich das Sylvesterlied über das Jahr 1835. Jahrgang 1836. S. 12.
††) Jahrgang 1836. S. 402.

Man lernt bekanntlich die Leute am besten auf Reisen kennen. Da wir nie das Glück oder Unglück hatten, mit Herrn Scherr zu reisen, so müssen wir uns schon an seine Reisebeschreibung halten, um ihn aus dieser kennen zu lernen. Man bekommt da freilich nicht die ganze von der mannigfaltig abwechselnden Außenwelt in Anspruch genommene und angeregte Individualität des Reisenden zu genießen, aber man wird doch gewahr, was denn vorzüglich Eindruck auf ihn macht, wie er diese neuen Erscheinungen auffaßt, was ihm vorzüglich am Herzen liegt.

Ein ausgezeichneter Pädagog, der plötzlich das reichste Leben der Welt vor sich aufgethan sieht, wird sicher durch ihre Betrachtung zu einer Menge bedeutender Gedanken angeregt werden. Der Reichthum äußerer Anschauungen wird ihm einen ähnlichen Reichthum geistiger Bemerkungen entlocken. Es werden ihm über Welt und Menschen, Cultur und Rohheit, Völker und Geschichte neue Lichter aufgehen. Wie Schuppen werden ihm viele Vorurtheile und Irrthümer von den Augen fallen. Es wird ihn der Anblick des Neuen, der vorher unbekannten Größen, eines noch nicht betrachteten Menschenlebens erheben und er wird sich getrieben fühlen, wenn er seinen Freunden schreibt, seine Gedanken ihnen mitzutheilen. Um wie viel mehr, wenn er seinen Schülern, seinen Jüngern schreibt. Er wird sie auf dieselbe Stufe zu erheben suchen, die er erreichte, er wird auch ihren Gesichtskreis erweitern wollen, wie er sich ihm selbst ausgedehnt hat.

Wer aber dergleichen in den Scherrischen Briefen suchte, würde sich arg täuschen. Herr Scherr ist zwar ein Pädagog und schreibt an Pädagogen in einem pädagogischen Journale. Aber was er schreibt, ist in keiner Weise pädagogisch.

Nicht einmal von Schulen spricht Herr Scherr oder, wo er etwa nicht anders kann, als solcher zu gedenken, macht er höchstens einige platte Witze. So hat er eben ganz und gar keinen Sinn für die Bedeutung seines Blattes, für seine eigene Stellung und seinen Beruf, das Bedürfniß seiner Leser. Er schreibt nicht Briefe, die irgend einen bedeutsamen Inhalt hätten, er schreibt bloß, wie er sie zu nennen beliebt, „humoristische" oder richtiger

launige Briefe, um die Schullehrer zu unterhalten und zu erheitern*), das heißt wohl, um die Langeweile, welche ihnen der übrige Theil des Blattes gemacht hat, zu verscheuchen. Zu etwas Höherem ist er nicht gelangt auf seiner Reise. Einen innern Antrieb dazu spürt er gar nicht in sich.

Indessen läßt sich dennoch auch eine solche Reise launig und doch in einem pädagogischen Journale gut behandeln. Es kann in der Laune doch ein gewisses geistiges Salz stecken. Aus dem Scherz kann eine tiefere Bedeutung hervor blitzen. Ja wäre dem nur so. Aber entweder schweigt die Laune. Dann bekommt man eine höchst platte Schilderung einzelner gesehener Gegenstände, die man in dem ersten besten gedruckten Reiseberichte viel besser haben kann. Oder die Laune tritt hervor, ist aber dann so grundgemein und niedrig, daß sie weder Lachen noch Lächeln, sondern nur Eckel oder Scham erregen kann, Scham für den „Humoristen", der sich nicht schämt, solches Zeug in einem pädagogischen Blatte abzudrucken.

Von beidem wollen wir zur Rechtfertigung unsers Urtheils einige Proben geben. Zum Schönsten, was Herr Scherr zu sehen bekommen konnte, gehörten die herrlichen Dome am Rhein und in London. Er spricht auch davon, aber wie? Wie einer, der das Maul aufsperrt, sie anglotzt und sich weiter nichts dabei denkt, z. B. vom Freiburger Münster:

Jahrgang 1835. S. 295: Der Münster ist vortrefflich erhalten und insbesondere wird der 513 (?) Fuß hohe Thurm wegen seiner kunstreichen und vollkommenen Ausführung bewundert.

Das ist Alles, was er zu sagen weiß. Besser, er hätte geschwiegen, die Leser hätten dann nicht gemerkt, daß es ihm an Liebe und Verständniß der alten Baukunst gebreche.

Von dem Kölnerdome berichtet er gar nichts. Später sieht er aber die Paulskirche in London. Den ersten Eindruck, den er bekommt, schildert er wörtlich so:**)

Rechts von uns der berühmte Tempel St. Pauls, wie ein großer Berg aus dem Häusergewimmel emporsteigend; aber auch dieses edle Gebäude ist mit einer schwarzgrauen Hülle von Kohlenstaub

*) Jahrgang 1837. S. 12.
**) Jahrgang 1836. S. 65.

behangen, so daß der Eindruck mehr großartig als angenehm wird. Mit einem Tempel in unserm Vaterlande läßt sich St. Paul nicht vergleichen; die mächtigen Säulen der Vorhallen, die riesenhafte Kuppel, die schwebenden Gallerien, die hochstrebenden Thürme: Alles zu einem harmonischen Ganzen sich fügend — erregen Bewunderung und Erstaunen.

So mit Bewunderung und Erstaunen schließt er nun; und gewiß werden nun auch die lesenden Schullehrer von Bewunderung und Erstaunen ergriffen sein, wenn sie den Bericht des Papstes vernommen!

Nur bei Gelegenheit der Westminsterabtei wiederholt er in einem viel spätern Briefe*) einige schlecht verdaute Phrasen über gothische Baukunst, die er vielleicht beim Lesen eines Guide des voyageurs aufgeschnappt.

Zu den Plattheiten gehören ferner seine Bemerkungen über Religion, denn humoristisch sind sie uns nicht vorgekommen. Die Engländer sind bekanntlich ein sehr religiöses Volk, und es hat dieser gläubige Sinn nicht wenig Antheil an der großen Nationalkraft der Britten. Der Pädagoge hätte darüber mancherlei Bedeutsames sagen können. Daran denkt er aber nicht; dagegen erzählt er mit großem Behagen von Verkehrtheiten und Übertreibungen der religiösen Richtung. Das Zerrbild aber gemahnt ihn nicht an das Urbild.

Zweifelhaft mag man sein, ob man seine Eß- und Trinkberichte zu den Plattheiten oder zur Laune rechne, am beßten wohl zur „platten Laune". Herr Scherr hat wohl schon gehört, daß die „Humoristen" gerne von den Genüssen der Tafel sprechen und daran ihre muntern Späße anknüpfen. Vielleicht weiß er sogar, daß dergleichen in der neuern Zeit Mode geworden, und daß Tieck, von Rumohr, Fürst Pückler davon großen Vortheil gezogen. Er versucht sich daher auch in der Kunst. Aber wie lendenlahm wird da sein Humor; in der Regel bleibt er bei der Versicherung stecken, der Reisende habe viel getrunken und viel gegessen; wenn er sich erhebt, spricht er etwa noch von Liedern, welche die Gesellschaft ge-

*) Jahrgang 1836. S 343.

sungen habe oder habe singen wollen, und vom Kopfweh, das sich folgenden Tages eingestellt habe. C'est toute l'histoire.*)

Wahre Muster der eigentlichen Scherrischen Laune sind nun aber folgende:

Jahrgang 1835 S. 294. Wir saßen unser Sechse im Innern des Postwagens, also ziemlich beengt. Mir gegenüber ein ungemein fetter (!), düsterer Herr. Was dieser Mann ausstand ist nicht zu beschreiben. Schweiß und Fett trof über seine Wangen herab so heftig, daß im Kutschenboden der Abfluß sich zum Teiche sammelte.

Das steht wörtlich in einem Journale, welches für Schullehrer von ihrem Meister geschrieben wird. Daran sollen sie ihren Geschmack bilden!

Die darauf folgende Geschichte eines Rauchers ist wenig besser; doch kommen der Beispiele noch andere, so daß wir in der Auswahl eher verlegen als beengt sind. Z. B. folgende Stelle, in welcher Herr Scherr mit großer Laune das Verhältniß von niedern Polizeibeamten schildert und auf würdige Weise: „Gott, König und Vaterland" ins Spiel zieht:

Jahrgang 1835. S. 322: Nur von Strecke zu Strecke sah man am linken Ufer ein kleines Bauwerk in Form einer Hundshütte; daraus krochen dann und wann Männleins **) mit Flinten heraus; das sind die Gränzzollwächter. Diese Leute sind sehr traurig postirt, Tage und Nächte allein; da die Schmuggler gewöhnlich einen andern Weg gehen. Welches Opfer für einen bei Knödel, Speck und Dickbier erzogenen Altbaiern, da zu stehen an magerer Stätte! Inzwischen, sagt man, die Liebe für Gott, König und Vaterland fordere diesen Dienst, und darum verrichten ihn die Leute sehr gerne.

Ein vortreffliches Muster des Scherrischen Geschmacks findet sich in folgender Stelle:

Jahrgang 1835. S. 340. Meine Aufmerksamkeit wurde durch einige Frauensleute †) gefesselt, die auf einer Seite die Sophas in Beschlag genommen hatten. Lieber Vetter! was ich dir beschreibe, ist wirklich so vorhanden. Ich sah drei Weiber von mehr als sechs Fuß Höhe. Die Dicke ihrer Leiber ist unermeßlich. Man hat

*) Wer eine Blumenlese solchen Humors anlegen will, den verweisen wir auf folgende Stellen: Jahrgang 1835. S. 256. 322. Jahrgang 1836. S. 156. 157. 316. u. s. f.

**) Sollten dergleichen Sprachfehler des Schulgrammatikers humoristisch sein?

†) Wieder ein vortrefflich deutsches Wort.

Europa mit einer sitzenden Jungfrau verglichen, und augenblicklich fiel mir hier der Vergleich ein. Ja Vetter! solche Monstra hast du in deinem Leben nicht gesehen und lauter Fett: machte man Lampen aus ihnen, sie brennten bis zum jüngsten Tag; drei Ellen reichen nicht aus, sie von Hüfte zu Hüfte zu messen*). —

Später wird nun Herr Scherr aus dem Schlafe geweckt:

Nochmals öffnete sich die Thüre. Ein engelschönes Töchterlein kam herein und sah sich schüchtern nach einem Lagerplatze um. Nur neben dem Studenten und den Fettklumpen (vorher hießen sie auch zur Abwechslung: Ungethüme) war noch etwas Raum. Das Kind wählte die erste Stelle.

Wenn ein halbbetrunkener Student etwa bei einem lustigen Gelage dergleichen in solcher Weise erzählte, so könnte man es erträglich finden. Wenn aber ein Schulpapst dergleichen in einem pädagogischen Blatte zur Ergötzung und Bildung seiner Jünger abdrucken läßt, so kann eine so unglaubliche Geschmacklosigkeit und Gemeinheit nur Abscheu erregen. Wir unterscheiden noch immer zwischen Seminardirektor und Seminar; denn es wäre traurig, wenn das der allein herrschende Geschmack des Seminars wäre. Aber es ist doch eine Schmach, daß der bedeutendste Lehrer, der Leiter des Seminars, einen so grundverdorbenen Geschmack hat, daß er sich, bei aller angebornen Klugheit, nicht scheut, ihn öffentlich so zur Schau zu stellen.

Es bleibt uns noch übrig, eine andere Bedeutung des Beobachters zu erörtern, nämlich die politische. In dem ersten Jahrgange zeigt sich diese nur selten, etwa nur so, wie die Katze ihre Krallen unter der Sammetpfote hervor blicken läßt. Die folgenden Jahrgänge, die eben nicht sehr pädagogisch gehalten sind, bekommen dagegen eine stärkere politische Färbung.

Eine jede wahre Volkserziehung muß national sein. Darin liegt es schon, daß sie auch eine politische Richtung haben dürfe und solle. Da die Geschichte unseres Volkes eine republikanische ist und das ganze Volksleben sich in republikanischer Richtung bewegt, so muß auch die Erziehung dieses Volkes, und schon in der Schule, einen republikanischen Charakter haben.

*) Natürlich nicht, auch vier Ellen nicht, denn „die Dicke ihrer Leiber“ ist ja „unermeßlich“.

Insoweit wären wir mit Herrn Scherr einverstanden. Aber durchaus nicht in dem Weitern, was Herr Scherr ebenfalls fordert und anstrebt. Er will nämlich keineswegs bloß, daß die Kinder mit republikanischen Gesinnungen erfüllt und zum spätern politischen Leben erzogen werden, sondern er will, daß die Volksschullehrer in ihren Schulen die Ereignisse der Gegenwart besprechen und thätig auf dieselben einwirken. Und das ist nach unserer Ansicht ganz unpädagogisch, durchaus vom Bösen.

Man mache die Jugend mit der Geschichte unseres Volkes oder doch mit den hervorragenden ihr verständlichen Erscheinungen derselben bekannt, man eröffne ihr Blicke in die Geschichte anderer Völker und Staaten. Man mache sie mit einigen der wichtigsten politischen Begriffe vertraut, so weit diese sich durch Beispiele anschaulich machen lassen. Man erzähle ihnen insbesondere von großen Thaten ausgezeichneter Männer, ihr Gemüth zu erheben und ihren Willen zu stählen. Man pflanze ihnen Liebe zu den Staatsformen ein, in denen und für die sie erzogen werden, ohne ihnen deßhalb dumme Verachtung gegen die Einrichtungen anderer Staaten beizubringen. Kurz man hebe ihnen das Ideale der politischen Richtung hervor und lasse sie nach diesem streben.

Aber man trübe nicht den Frieden, der in der Jugend Segen verbreitet, mit den Parteikämpfen des Augenblicks. Man gieße ihnen nicht in der ersten Jugend schon das Gift des Parteihasses ein. Man pflanze keine Abgötterei für politische Personen, keine Verketzerung gegen andere Parteimänner in die reine Seele der Knaben. Man gebe nicht die Blüthezeit des Lebens dem eisigen Froste und den stürmischen Winden des Winters und Herbstes Preis, noch versenge man sie an der Gluth des Sommers.

Eine furchtbare Verantwortlichkeit nimmt der Mann auf sich, der es wagt, die Schranke niederzureißen, welche die Natur selbst gezogen hat zwischen dem Treiben der Jugend und dem Treiben des gereiften Alters. Auch wenn der achtungswürdigste politische Charakter, der freieste und gesundeste Denker, der humanste und gerechteste Urtheiler den Versuch machte, müßten wir es lebhaft

tadeln und den Irrthum beklagen, der ihn auf einen so schädlichen Weg geführt.

Aber wehe der Jugend, wenn der Mann, der solches unternimmt, in keiner Weise jene Eigenschaften besitzt. Dann wird dieses Verfahren verderblich und richtet ungeheures Unglück an.

Wie eignet sich nun aber Herr Scherr dazu, eine solche politisch praktische Rolle zu übernehmen, die wir selbst bei dem Besten für schädlich, für verwerflich halten? Herr Scherr war bekanntlich früher Katholik. Nachher hat er den kathol. Glauben abgestreift und den reformirten angezogen. Convertiten sind meistens überspannte Köpfe und Eiferer für den neuen Glauben. Das kann man von Herrn Scherr nicht sagen. Er scheint in dieser Hinsicht einen großen Indifferentismus bewahrt zu haben, der ihn indessen auch nicht befähigen wird, den kirchlich religösen Sinn der Jugend zu wecken.

Aber wie steht es mit ihm in der eigentlichen Politik? Herr Scherr ward in einem monarchischen Lande erzogen. Später hat er in einer Republik Anstellung bekommen und ist republikanisch geworden. Wir glauben nun, er sei zur Stunde ein ziemlich aufrichtiger, sogar zuweilen ein lebhafter Republikaner. Aber etwas fehlt ihm doch zu einem politischen Erzieher unsers Volkes. Er hat seine Jugend nicht in unserem Vaterlande, nicht in einer Republik verlebt. Die Eindrücke der Jugend lassen sich aber weder verwischen noch künstlich hinterher ergänzen. Es wird für ihn immer ein gewisser Mangel da sein, der ihn unfähig macht, ganz zu fühlen und zu denken, wie unser einheimisches Volk denkt und fühlt, wenn es national denkt und fühlt.

Überdem hat Herr Scherr zwar sehr klug die politischen Ereignisse der Schweiz zu nützen verstanden, und insofern mag er für einen politischen Kopf gelten. Aber für die Gediegenheit und Dauerhaftigkeit seiner politischen Grundsätze kann es doch kein günstiges Vorurtheil erwecken, wenn man weiß, daß Herr Scherr an ziemlich allen politischen Zeitungen von allen Farben, je zu verschiedenen Zeiten, einen Antheil genommen hat, und zwar so, daß er jedesmal nur Einer Farbe zugethan schien. Der Vaterlandsfreund,

die Neue Zürcher Zeitung, der Schweizer. Constitutionelle, der Schweiz. Republikaner, jetzt, wie es heißt, auch der Landbote (auf wie lange?) hatten alle die Ehre, den großen Politiker eine Zeit lang ihren Fahnen folgen zu sehen. Aber bei keiner Partei und in keiner Richtung hielt er länger aus, als es ihm gerade vortheilhaft schien. Und doch will er die jungen Leute zu Republikanern κατ' ἐξοχην erziehen und sich das Ansehen des einer gewissen politischen Richtung mit Haut und Haar ergebenen und für sie vom Kopf bis zur Zehe begeisterten Freiheitsapostels geben.

Wenn wir es somit an sich schon für ganz unpädagogisch halten, die Volksschulen in die Parteikämpfe und die vorübergehenden Wirren des Augenblicks hinein zu treiben und dieselben zu politischen Parteizwecken zu mißbrauchen, so steigert sich diese Verwerflichkeit noch gar sehr, insofern man die persönlichen Eigenschaften dessen betrachtet, welcher jenes Vorhaben durchführen will.

Es bleibt uns nur noch übrig zu zeigen, daß Herr Scherr im Beobachter sich wirklich in jener falschen, verderblichen Richtung bewegt habe. Wir haben nicht im Sinne, dabei Herrn Scherr auf dieselbe unehrliche Weise anzugreifen und zu verketzern, wie er uns angegriffen und verketzert hat. Wollten wir ebenso verfahren und auch einzelne Sätzchen aus ihrem Zusammenhange heraus klauben, so wäre uns leicht, mit viel größerem Schein Herrn Scherr vorzuwerfen, er verachte die Schweizerischen Republikaner; z. B. durch folgende Stelle:

„Beobachter Jahrgang 1836. S. 343. Auch da, wie kalt, wie engherzig sind die schweizerischen Republikaner.

Er verachte auch das Schweizer Volk:

Beobachter Jahrgang 1836. S. 359. Im Volke? Nun was sollen wir sagen: Es gibt viele schöne Häuser und Landgüter, Kostbarkeiten und volle Speicher, mächtige Fabriken und reiche Waarenlager, viel Freude an Gewinn und Genuß, viel Scheu vor Verlust und Entbehrung, eine Masse Gleichgültiger und Solcher, die eigentlich den Werth der republikanischen Freiheit und die Würde vaterländischer Selbständigkeit gar nicht kennen und schätzen — und nur ein kleines Häuflein wahrer Patrioten, die den blutigen Kampf nicht scheuten, wahrscheinlich aber schmählich hingeopfert würden.

Er habe gar einen Ansatz von Frömmelei, denn auch solche Phrasen finden sich:

Beobachter 1835. S. 187. Heil der Kirche! wenn ihre Diener begreifen, was in dieser Zeit zur Gründung des Reiches Gottes gethan werden soll und gethan werden kann.

Er sei ein Freund der Klöster:

Beobachter. Jahrgang 1835. S. 285. Ob die Klöster nicht besser thäten, bei Zeiten selbst an ihre Umgestaltung zu denken, oder ob sie warten sollten, bis die Strenge der Gewalt oder die scharfblickende Habsucht sie niederreißt oder ausbeutet; das dürfte bei vernünftigen Vorstehern wohl in Frage kommen.

Er mache die Schweiz im Auslande verächtlich:

Beobachter 1836. S. 368. Alle Völker der Erde spotten jetzt über die Schweiz, und diese hat wieder den Ruf erlangt, daß sie eben nur eine geduldete Republik sei, deren Bestimmung bleibe: zu schweigen, sich zu bücken und sich zu schämen.

Er wünsche fremde Intervention:

Beobachter 1836. S. 320: Wenn das der Fall ist, nun so ist es auch gut, daß dem republikanischen Scheinwesen einmal ein Ende gemacht und die Leute wieder in ein passendes politisches Verhältniß gebracht werden.

Aber ferne seien uns so Scherrische Mittel der Verdächtigung und Verketzerung; wir haben bloß nachweisen wollen, zu was für Resultaten man komme, wenn man die Wahrheit verläßt und Scherrische Auszüge macht.

Das aber geht aus diesen Auszügen allerdings hervor, daß Herr Scherr seinen pädagog. Beobachter zu politischen Ergüssen, die nur für den Augenblick und vorübergehende Ereignisse sonst aber keine Geltung haben, mißbraucht. Noch mehr wird das aus folgenden Stellen klar:

Beobachter 1836. S. 274: Also Volksschullehrer! sprechet zu Jünglingen und Männern, entflammet ihre Herzen mit Muth und Vaterlandsliebe und kommt dann mit ihnen, um unter Gottes freiem Himmel (zu Wiedikon an der Volksversammlung) die Stimme für Recht und Freiheit und Nationalehre zu erheben.

Es war das jene Volksversammlung, die den andern in Flawyl u. s. f., welche entschiedene Feindseligkeit gegen das Ausland verlangten, ein Gegengewicht halten und die Zürichergesandtschaft, welche die Gerechtigkeit des auswärtigen Begehrens anerkannte, mit einer äußern Autorität unterstützen sollte.

Die Tendenz war mithin conservativ, nur die Form und Sprache war demokratisch. Unter allen gebehrdete sich aber der höchst friedliche Schullehrer von Küßnach am meisten kriegerisch. Die schöne philippinische Rede, die er gehalten, ist auch in den Beobachter übergegangen und Herr Scherr hat sich auf die wohlfeilste Manier (denn damals und dort war von ernsthaftem Krieg keine Rede) den Ruf eines heldenmäßigen Urenkels der unsterblichen Helden von Morgarten und Sempach und eines aus jenem kleinen Häuflein wahrer Patrioten erworben, die den blutigen Kampf nicht gescheut hätten, wahrscheinlich aber hingeopfert worden wären. Die Rede ist so pathetisch, daß wir uns die Freude nicht versagen wollen, zum Schluße unserer Kritik auch noch den Schluß der Rede abzudrucken:

Ermuthigt Euch heute unter einander und in der Brust der Männer und Jünglinge befestige sich der Entschluß, jede Schmach vom Vaterlande abzuwehren. Ja bei dem Gott Eurer Väter! Wenn fremder Hochmuth Euch beherrschen wollte: Heraus dann mit den Schwertern, aufgepflanzt die Bajonnette und scharf gezielt mit dem Tod bringenden Feuerrohre: damit die Feinde sehen, noch sei das Schweizervolk der Freiheit würdig! Zu solchem Kampf wird Gott Euern Arm stärken!

Man sieht, Herr Scherr hat große Anlagen zu einem politischen Zeitungsredaktor, größere als zum Redaktor einer pädagogischen Zeitung. Im Bewußtsein dieser Anlagen mag er auch die Stelle des letztern immer mehr in die des erstern übergehen lassen.

III.

Die Scherrischen Lehrmittel*)

Zwar macht dich keiner so leicht, sammt deinen Gefährten stumm;
Doch denken lerne die Welt, und scheide Gerad' und Krumm!
Irrthümern bin ich gefolgt und habe, da falscher Schein
Betrügt, die Hefe geschöpft, zu zeigen, wie schlecht der Wein,
Dem Volk zu zeigen, wohin, in welches Gewölk von Dunst
Unreifer Schwindel geführt, und kindische, lahme Kunst.

Graf Platen.

A. Der Bildungsfreund, ein Lesebuch für den häuslichen Kreis und für höhere Volksschulen. Von J. Th. Scherr. Zürich. Orell, Füßli und Comp. 1835. 8. S. 632.

Als Herr Scherr ein Lesebuch für die höhern Volksschulen ausarbeitete, lagen ihm schon mehrere treffliche Lesebücher vor, deren Benutzung ihm die Arbeit überaus erleichterte. Und wirklich hat Herr Scherr die frühern ähnlichen Werke wohl auszubeuten gewußt, um aus ihnen ein neues zu machen, was unter seinem Namen auf den Markt gebracht werden konnte. Für die erste Abtheilung (Stücke aus Joh. v. Müller) und für die dritte (größere prosaische Mittheilungen) brauchte er nicht viel zu sammeln. Und die zweite Abtheilung, die poetische, für deren gehörige neue Be-

*) Anmerkung des Herausgebers. In diesem dritten Abschnitte ist nur Weniges von mir. Da die Scherrischen Lehrmittel großentheils zu Disciplinen gehören, welche außerhalb meines Studienkreises liegen, so war ich genöthigt, die Beihülfe gelehrter Fachmänner und Pädagogen anzusprechen. Der ächten Wissenschaft ist dünkelhafter und anmaßlicher Schein des Wissens so von Grund aus zuwider, daß die innere Neigung sie treibt, diesen zu zerstören. Daher hat meine Bitte, wohin sie sich wendete, überall geneigtes Gehör gefunden und so sind die in diesem Abschnitte mitgetheilten Recensionen aus den Beiträgen Mehrerer entstanden. Ich habe mir daran fast keine Abänderung erlaubt, so daß man selbst in Orthographie und Interpunktion noch erkennen mag, daß die einzelnen Abschnitte verschiedenen Verfassern zugehören.

handlung es nothwendig gewesen wäre, in der Litteratur bewandert zu sein und fleißig zu sammeln, machte dem Herausgeber auch nicht viel Mühe, indem er sich begnügte, Ad. Ludw. Follens Bildersaal deutscher Dichtung und Philipp Wackernagels Auswahl deutscher Gedichte (wohl zu unterscheiden von Wilh. Wackernagels deutschem Lesebuche, das damals noch nicht erschienen war und überhaupt eine ganz andere, historische Richtung befolgt) zu durchblättern und abwechselnd zu entblättern: ein Verfahren, welches Herr Scherr wohlweislich verschweigt, indem er beider ebenfalls für höhere Schulen berechneter Lesebücher nur beiläufig gedenkt (Vorrede S. X.). Vergleicht man diese drei Bücher, so wird man sich bald überzeugen, daß Sch. nur weniges, meist aus der schweizerischen Litteratur, hinzugefügt hat. Freilich fehlte Hrn. Scherr die nöthige Kenntniß der deutschen Litteratur, um einen von seinen Vorgängern weniger betretenen Weg von neuem einzuschlagen. Sogar wo er jenen folgen konnte, weiß er nicht recht Bescheid. So verwechselt er sogar die beiden Brüder Friedrich Schlegel und Aug. Wilhelm Schlegel, zwei der ersten Sterne unter den deutschen Poeten und Kritikern, und schreibt getrost in den Notizen über die in dem höhern Lesebuche vorkommenden Schriftsteller dem Professor Aug. Wilh. Schlegel nicht blos dessen sondern auch die aufgenommenen Gedichte seines Bruders zu, von dem er überhaupt nichts weiß, da er ihn in den Notizen gänzlich ignorirt. Von dem großen Sprachforscher Jakob Grimm meldet er in demselben Verzeichnisse, er sei gegenwärtig (8. Sept. 1834) kurfürstlicher Bibliothekar in Kassel. Der Grammatiker Sch. weiß nicht einmal, wo der Begründer der wissenschaftlichen deutschen Grammatik (der Cæsar grammaticorum, wie er mit Recht genannt wird) im Jahr 1834 lebte und lehrte. Aber was weiß Herr Scherr überhaupt von Jak. Grimm? Aber noch viel Schlimmeres ist in dem Buche. S. 142. sagt Herr Scherr in der Einleitung zu dem mitgetheilten Stücke der Nibelungen: „die Sprache, in welcher das Gedicht geschrieben wurde, ist die altdeutsche, die sich vom Hochdeutschen sehr unterscheidet.“ Der Grammatiker Scherr kennt die deutsche

Sprache und ihre Geschichte so vortrefflich, daß er im Ernste glaubt, das Altdeutsche und das Hochdeutsche seien Gegensätze, daß er die Sprache der Nibelungen für eine nichthochdeutsche (niederdeutsche?) hält; das er nicht einmal weiß, daß auch die Nibelungen in hochdeutscher Sprache geschrieben sind, und zwar nicht einmal in althochdeutscher, sondern in mittelhochdeutscher!!

Die Eintheilung des poetischen Theiles ist freilich neu, aber nur insofern Herr Scherr das Drama voran stellt. Zwar sah er voraus (Vorrede VI.), daß diese Anordnung mißfallen werde, und will sie auch nicht aus Gründen wissenschaftlicher Ästhetik vertheidigen. Den Grund für diese wunderliche Voranstellung findet er in der Methode des Unterrichts, welche darauf Rücksicht zu nehmen habe, was das Interesse der Jugend am ehesten anziehe und die Empfänglichkeit für Poesie am leichtesten anrege. Gewiß wird jeder verständige Lehrer sich oft in der Anordnung des Stoffes durch diesen Gesichtspunkt leiten und sich nicht durch strenger wissenschaftliche Normen pedantisch binden lassen. Aber daß der poetische Sinn der Jugend zuerst für das dramatische erwache, müssen wir geradezu in Abrede stellen. Die Entwickelung des einzelnen Menschen geht der ganzer Völker parallel. Und so wenig die Poesie irgend eines Volkes zuerst mit dem Drama beginnt, sondern diese höchste Form der Dichtung immer nur erreicht wird, nachdem zuvor epische und lyrische Gedichte den poetischen Geist des Volkes ausgeströmt und dasselbe befähigt haben, sich an die schwierigste Form zu wagen: so wenig beginnt die Empfänglichkeit und das Verständniß des einzelnen Menschen für Poesie mit dem Drama. Wenn die Kinder gerne Komödie spielen und gerne Komödie sehen, so ist doch das nicht die Empfänglichkeit für dramatische Poesie, welche der Lehrer der Poesie in seinen Schülern zu erwecken suchen will. Für das eigentliche Drama aber und dessen Verständniß ist die Jugend nichts weniger als empfänglich. Es muß ein starkes moralisches oder ein lyrisches Interesse, wie in den Schillerischen Stücken, hinzutreten, damit selbst die reifere Jugend, die zuvor schon andere Poesie kennen gelernt hat, lebhaften Gefallen daran finde. Je reiner das Drama gehalten und von fremdartigen Elementen entblößt ist, wie z. B. die Götheschen Tragö-

dien, desto weniger sind sie auch der reifern Jugend genießbar. Dagegen wird das Epische, besonders das Episch-lyrische (z. B. Balladen) sie frühzeitig ansprechen, wie ja auch die Poesie der Völker zuerst in epischer Form ins Leben tritt.

Herr Scherr fand Gelegenheit, in den poetischen Theil auch eigene Gedichte aufzunehmen und so zu dem Ruhme des Pädagogen, Grammatikers u. s. f. vor seinen Schülern auch den des Poeten („von drei Talenten eine Tripelallianz") sich zuzueignen. Freilich könnte der Ruhm des Grammatikers einigermaßen durch den Ruhm des Poeten gefährdet werden, denn nicht immer schreibt dieser grammatisch richtig. Z. B. S. 210. heißt es:

„Unbekümmert wüsten Spottes" (für: um wüsten Spott).

S. 211. „Hingesunken im Gebete
Strömt zur Seele Trost und Frieden."
Eine ganz unverständliche Construction!

Im Übrigen sind indessen ein paar ganz ordentliche Gedichte Scherrs in der Sammlung, namentlich das von Stüßi und das von Waldmann. Daneben hat er aber auch mittelmäßige und schlechte, die wenigstens nicht in eine Mustersammlung gehören, aufgenommen. So das Gelegenheitsgedicht beim helvet. Musikfest in Zürich v. 1829 (S. 360.) dessen ganze Anlage unbegreiflich schlecht ist. Zuerst tritt ein Poet auf und spricht in lauter Schillerschen Reminiscenzen (Kraniche des Ibycus und Kampf mit dem Drachen); dann kommt ein Kritikus, der zuerst sehr dummes Zeug faselt, dann von Beethoven entzückt auf einmal aus ungereimten Jamben in der Extase sich in Hexametern vergallopirt, dabei Klassicität und Feindschaft gegen den Reim affektirt und dann plötzlich wieder kalt zu spötteln anfängt, selber unversehends ein paar Reime macht und zuletzt gar den lieben Freund Nägeli (man weiß ja, wie sehr Herr Scherr ihn verehrte!) über Beethoven setzt. Das Gedicht: Am Schluß des Jahres 1830 (S. 366.) ist ferner ein rechtes Muster von fehlerhaftem Versbau. Alliterationen, treffliche Reime (z. B. Sonne, Throne; verlassen, Straßen;) reimlose Verse, sechsfüßige und fünffüßige Jamben, Strophen von 6, 7, 8, 9, 17 Zeilen, alles buntscheckig durcheinander. Dafür aber ist der

Inhalt desto trefflicher, was der Poesie gebricht, muß die Politik ersetzen.

Ganz in derselben Weise, wie vormals schlechte geistliche Schriftsteller alle ihre Blößen durch den Mantel der Religion zu decken und alle Gegner ihrer Unwissenheit als Feinde der Religion auszuschreien suchten, macht es Herr Scherr mit der Politik. Dem Einwand, sein Lesebuch sei überflüßig, weil es bereits bessere gebe, begegnet er zum voraus (Vorrede S. I.) mit der Behauptung, sein Lesebuch sei das erste republikanische, alle anderen seien monarchisch gehalten! Wir haben zwar weder in dem Bildersaal von A. L. Follen noch in der Sammlung von Philipp Wackernagel eine monarchische Auswahl der Stücke entdecken können: der erstere ist überdem in der Schweiz erschienen und nimmt auf diese Rücksicht. Aber es muß doch gerechtfertigt werden, daß Herr Scherr ein Buch aus andern Büchern abschreibt und da bietet dann die republikanische Tendenz den einzigen Haltpunkt dar.

Da indessen Herr Scherr nicht sehr belesen ist, so holte er seine Politik fast ganz aus Joh. v. Müller. Dieser muß ihm die politischen Sprüche der ersten Abtheilung liefern. Das ist nun freilich uns ganz recht. Müller war ein Historiker. Seine Gedanken sind Früchte geschichtlicher Anschauungen, von einer einseitigen politischen Tendenz ist er frei, er schätzt nicht blos die Eine Farbe, er erkennt jede ehrenwerthe Gesinnung der verschiedenen politischen Parteien an. Er ist nichts weniger als ein Revolutionär, nicht einmal ein steifer Republikaner; er ist überhaupt kein Parteimann. Bei den Liberalen ist er sogar als Aristokrat verschrieen, als Vaterlandsverräther verachtet. Und an diesen Autor hält sich Herr Scherr ausschließlich. Vernünftigen Leuten mag das ganz recht sein, denn in Müllers Sprüchen liegt tiefe Weisheit. Aber wie Herr Scherr dazu kommt, ihn nur auszuziehen, das können wir uns nur aus zwei Gründen erklären, einmal weil er zur Zeit, als er die Auszüge machte, noch nicht die ultrarepublikanische Flagge aufgehißt hatte, und überdem daraus, weil es bequemer war, sich Einen Autor zu lesen oder Auszüge aus demselben zu benutzen als mehrere. So kam es dann, daß er zuweilen sehr an-

tirevolutionäre, antiradikale und sogar unrepublikanische Sätze in das Buch aufnahm, das vorzugsweise republikanisch sein soll. Z. B.

S. 4. „Ohne Erschütterung alles Eigenthumes*) kann nie geläugnet werden, daß urkundlichen oder herkömmlichen Rechtstiteln das Urtheil zukomme."

S. 5. „In republikanischen Städten und Ländern ist bei großer Gährung der Begriffe eine schnelle, durchgängige Veränderung so bedenklich, daß die besten und verständigsten Bürger lieber die angewohnten Formen durch bessere Grundsätze neu begeistern wollen."

S. 8. „Neuern soll die Regierung, wenn sie selbst über das Bessere aufgeklärt wird."

S. 9. „Der Tugend folgen die Völker, so lang sie in Furcht vor Gewalt für ihre Sicherheit zu sorgen haben."

S. 13. „Periodischer Verbesserungen sind alle Anstalten der Menschen bedürftig: aber die bestgemeinte darf nicht einseitig, noch weniger gewaltthätig sein."

S. 18. „Ich kenne in der Welt nichts Abscheulicheres, als Zerstörung aller Ordnung durch Pöbelswuth, als Herunterwürdigung alles Ehrfurchtwürdigen durch Demagogenhohn, als Übertreibung der Humanität durch Phrasen."

S. 18. „Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades am mystischen Wagen der Weltregierung schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet! Menschen von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, zeigt die Geschichte."

S. 1. „In Bewegungen wird gemeiniglich Recht und Unrecht vermischt."

S. 5. „Wo der Fürst nur seines Volkes Waffe hat, da ist Freiheit."

S. 5. „Die Formen republikanischer Verfassung sind weniger gut od. schlecht in sich selbst, als vielmehr durch die Sitten jeden Staates."

*) Ich lasse die Worte gesperrt drucken, die Herr Scherr durch größern Druck ausgezeichnet hat.

S. 6. „Wehe Europa, wenn der Fürst seine Ehre, das Volk seine Nationalität einst aufgeben sollte."

S. 7. „Keine Tiranney ist unmenschlicher, als die im Namen des Volkes und des gemeinen Wohls."

Am Schlusse des Buches folgen noch einige Seiten Wort- und Sacherklärungen zum höhern (sic!) Lesebuch. Diese Erklärungen sind nun wieder Herr Scherrs eigenes Werk und als solches, wie alles, was er nicht andern nachgeschrieben hat, voller Verkehrtheiten. Das Schwierige erklärt er überall nicht. Dagegen erfährt man, daß der oberste Prophet der Türken Muhamed geheißen habe (S. 626.), daß Neapel die Hauptstadt sei des Königreiches beider Sicilien (S. 627.), daß et caetera zu deutsch heiße: und so weiter, u. s. f. Auch seine litterärischen Kenntnisse läßt er hier wieder glänzen. S. 626. heißt es: „Rousseau und Voltaire, zwei berühmte französische Schriftsteller. Jener als Prosaiker, dieser als Dichter ausgezeichnet." Also weiß Herr Scherr nicht einmal, daß die klar verständige neuere französische Prosa selber in Voltaire ihren ersten Meister verehrt. Panorama wird S. 631. einfach erklärt durch das Wort: „Allansicht". Mosquiten S. 630. als „Insekten". S. 626. heißt es: „Chaos nennt man einen noch unentwickelten Stoff." Wie viel Chaos ist noch in dem Scherrischen Wissen und den Scherrischen Büchern!

B. Kurzgefaßte deutsche Schulgrammatik für die oberen Klassen allgemeiner Volksschulen; nach den neuesten Sprachforschungen und mit Rücksicht auf Selbstbeschäftigung der Schüler bearbeitet v. J. Th. Scherr. Dritte, verbesserte Auflage. 1836.

Spezielle Anleitung zum Gebrauche der deutschen Schulgrammatik. Von J. Th. Scherr u. s. w. 1835.

Als der Zürcher Erziehungsrath einen Preis aussetzte auf die beste deutsche Grammatik für die Volksschulen des Cantons, welches Berufs und welcher Fähigkeiten konnte Herr Scherr sich bewust sein, daß er es unternahm, sich um jenen Preis zu be-

werben? Und als seine deutsche Schulgrammatik vollendet war, welcherlei Vorzüge besaß dieselbe, nicht vor den Arbeiten anderer Bewerber (denn es war sonst keiner in die Schranken getreten), sondern vor den zahlreichen bereits vorhandenen Schriften gleichen Inhaltes und gleicher Tendenz; welcherlei Vorzüge die den Erziehungsrath veranlassen durften ihr nicht nur den Preis zuzuerkennen und sie demnächst zu einem obligatorischen Lehrmittel zu erheben, sondern auch den Verfasser mit Anfertigung noch eines Werkes zu beauftragen das den Schullehrern als Anweisung zum Gebrauch jener Grammatik dienen könnte?

Wir wollen beide Fragen gewissenhaft und unparteiisch beantworten, und glauben unparteiisch sein zu können, auch ohne daß wir eine kühle Gleichgültigkeit des Tones affectieren.

Was zuerst die Befähigung anbetrifft womit Herr Scherr an die Arbeit gegangen ist, so können wir dieselbe wahrlich nicht hoch anschlagen. Weder ist ihm grammatischer Sinn angeboren, noch hat er eigentliche gelehrte Sprachstudien gemacht, noch kann er selbst überall so richtig und verständlich schreiben, als es nun die Grammatik jedem Primarschüler beibringen will.

Schon als Knabe war Herr Scherr gegen die einfachsten grammatischen Combinationen so verhärtet, wie es berufene Grammatiker schwerlich je in ihrer Jugend sind. Davon erzählt er selbst ein schlagendes Beispiel, mit einer Naivetät bei der wir anstehn ob wir ihren Grund in unbefangener Gemüthlichkeit oder in anmaßlicher Selbstüberschätzung suchen sollen. Gebrauchsanweisung S. 36: „Ich erinnere mich, daß ich als Knabe, nachdem ich die adelungischen Formeln bestens auswendig gelernt hatte, in einem Beispiele das Wort Löwe im zweiten Falle anwenden sollte. Obgleich ich bereits einige hundert Wörter durchdeklinirt hatte, war unglücklicher Weise dieses Wort noch nicht darunter vorgekommen. Ich wußte nun nicht des Löwen oder des Löwes und mußte mir gestehen, daß hierin all mein mühevolles Auswendiglernen vergeblich sei. So ging es mir mit noch mehrern Wörtern, und ich zweifle nicht, daß es noch manchem Schüler ebenso mag ergangen sein." Wir zweifeln auch nicht.

Hat nun aber Herr Scherr vielleicht in späterer Zeit diesen Mangel an natürlichen Gaben durch fleißiges Studium ersetzt? hat er, nun um so gründlicher und sorgfältiger, die grammatische Litteratur in der Mannigfaltigkeit ihrer Bestrebungen, und noch mehr die Denkmäler der Sprache selbst durchforscht und ausgebeutet? Wie bereits gesagt, nein; und wir beweisen auch dieß mit seinen eigenen Worten. Grammatik S. 138: „Um die deutsche Sprache haben sich in neuester Zeit folgende Männer verdient gemacht: Schmitthenner, Herling, Becker, Lachmann, Benecke, Graff, Grimm u. n. a." Gebrauchsanweisung S. 35: Fürs Erste versichern wir, daß uns die meisten Deklinations-Formeln, von Heinrich Braun herab bis auf Heinsius, Schoch und Heyse, Götzinger und Becker, recht wohl bekannt sind." Wer Jacob Grimm das einemal gar nicht nennt, sondern statt seiner einen Theodor Heinsius u. n. a., das andremal nur so verlorner Weise am Ende und dafür als Ersten einen Schmitthenner, der gesteht damit ebenso getrost seine Unwissenheit, als wer etwa von den Reformatoren spräche und Luthern über Thomas Münzer und Andreas von Karlstadt vergäße. Daher denn auch die gröbsten Fehler beinahe jedesmal wo Herr Scherr mit historischer Sprachgelehrsamkeit prunken und so seinen Dorfschullehrern in Orakels Art imponieren will. Statt vieler Beispiele (wir übergehn die mehr geringfügigen wie Gr. S. 126. wo der uraltdeutsche Name Adolf zu den fremden Wörtern gerechnet wird die mit ph zu schreiben seien) hier nur zwei oder drei. Gebr. S. 13: „Ursprünglich hatten alle Wurzelwörter reine Selbstlaute; aber im Gebrauche wurden auch Umlaute hereingezogen; so hieß es: liégen, betriégen, hiéten; statt: lügen, betrügen, hüten. Der Wurzelbegriff stellt sich demnach in dem Zeitwort dar, und Lug, Betrug, (die) Hut sind regelmäßige Ablautsstämme." Herr Scherr weise nach wo liégen und triégen, so accentuiert, und wo gar ein Wort hiéten vorkomme. Es heißt im Mittelhochd. hüeten, und dieses ist hergeleitet von huote (Hut); hergeleitet mit eben demselben Umlaut, den Herr Scherr ausdrücklich in Abrede stellt. Ebenda S. 14: „bidan heißt im Altdeutschen: einen Ort einnehmen; wohnen, warten. Davon sind

abzuleiten: Bude, Bette, Bütte, Beutel, Boden." Ein Verbum bidan giebt es gar nicht; und gäbe es auch ein solches, so könnten doch bis auf eins all die angeführten Worte, weil sie theils in den Vocalen, theils in den Consonanten abweichen, nicht damit zusammengehören. Und in dieser Art noch auf der folgenden S. 15. mehreres, alles das „um zu zeigen, wie schwer eine gründliche Wortforschung sei" (S. 14.). Ja wohl, wie schwer ist sie! S. 18: „Bräutigam; hier kann am nicht als Nachsylbe angesehen werden; das Wort kommt her aus [von] dem Gothischen Bruti — Braut, und Gomo — Mann." Es heißt nicht bruti, sondern brut, und brut und gomo sind nicht gothisch, sondern althochdeutsch. S. 38: „Herr ist entstanden aus dem Adjektiv heriro (Mano) = hehrer (erhabener) Mann. Fürst aus furisto Mano, vorderster Mann. Graf aus grave, graue Mano. Held aus helido Mano." Heriro bedeutet nicht hehrer, sondern hehrerer: es ist ein Comparativus; Graf mit grau zu erklären, ist eine längst abgethane Lächerlichkeit. Helido mano? wir kennen nur ein starkes Subst. helid. Und mano? Mano ist s. v. a. Mond; Mann lauret im Altdeutschen auch man. Aber Herr Scherr meint, es laute noch altdeutscher, wenn er noch ein o dazusetze. Das erinnert mich an jenen östreichischen Hauptmann, der sich einbildete, so wie man nur einem deutschen Worte ein a anhänge, so werde es gleich italiänisch: also heuta Nachmittaga. Genug, genug um zu zeigen wie schwer für unsern Grammatiker eine gründliche Sprachforschung sei!

Aber daß wir nun gar noch zeigen können wie schwer es für ihn auch sei, gut und richtig und faßlich deutsch zu schreiben! für ihn, der sich ein grammatischer Reformator dünkt, „da (Gebr. S. VIII.) gerade das Lehrfach der deutschen Sprache bis auf wenige Jahre, nach unserer Meinung, in hohem Grade vernachlässigt worden ist." Soll heißen „bis vor wenigen Jahren", bis man nämlich das Schul- und Schreibwesen ihm in die Hände gab. Leider enthalten beide Büchlein, die Grammatik wie die Gebrauchsanweisung dazu, der Sprachfehler genug, und Sprachfehler jeglicher Art. Zum Beispiel Gebr. S. I: „Das Zürcherische Schulgesetz führt

unter den obligatorischen Lehrmitteln auch eine kurzgefaßte deutsche Sprachlehre auf. Dieses Lehrmittel nun ist die Schulgrammatik, auf welche sich vorliegende Gebrauchsanleitung bezieht. Dieselbe Schulgrammatik wurde im Jahre 1832 als Preisaufgabe ausgeschrieben, ein Jahr darauf vom Erziehungsrathe geprüft und anerkannt, und endlich im Laufe des Jahres 1834 soll sie in allen Schulen des Kantons, an welchen befähigte Lehrer angestellt sind, als Schulbuch eingeführt werden." Dieselbe Schulgrammatik? Und welch ein Satzbau! wurde ausgeschrieben — geprüft und anerkannt — und endlich soll sie —! Ebenda S. III: „Wenn endlich der Satz — „daß die Grammatik nicht die Sprache selbst, sondern bloß die vorhandenen Wort- und Redeformen verstehen, und ihrer wahren Bedeutung gemäß anwenden lehre" richtig ist" u. s. f. Warum nicht wörtlicher wie Becker auf der ersten Seite seiner Schulgrammatik sagt: „Die Sprachlehre soll die in der Sprache vorhandenen Wort- und Redeformen verstehn und ihrer wahrhaften Bedeutung gemäß gebrauchen lehren"? Und in wie fern soll die Grammatik nicht die Sprache selbst verstehn und anwenden lehren? Und welch ein so großer Unterschied ist denn zwischen der Sprache und den vorhandenen Wort- und Redeformen? Wahrscheinlich aber hat Herr Scherr etwa dieß sagen wollen: die Grammatik lehre nicht die Sprache selbst, sie lehre nur die Sprache verstehn und die Formen derselben richtig anwenden. Gr. S. 65: „Einige abgeleitete Zeitwörter bezeichnen die Bewirkung, daß der das Zeitwort ergänzende Gegenstand in die Thätigkeit kommt, welche das Wurzelwort ausdrückt." In mehreren Beispielen auf S. 74. werden Sätze die in keinerlei Verhältniß der Unterordnung stehn, dennoch als Hauptsatz und Nebensatz mit einander verbunden: so „Der Rhein, welcher in der Nähe des St. Gotthard entspringt, mündet in die Nordsee." Dazu giebt dann die Gebrauchsanweisung S. 99. eine weitläuftige Auseinandersetzung, die aber zuletzt selber nur beweist daß es richtiger heißen würde: „Der Rhein entspringt auf dem St. Gotthard und mündet in die Nordsee." Gr. S. 99: „Es brennt der Spital"; der schweizerisch, hochdeutsch das Spital. S. 112: Täglich stürzen von den reichsten Familien in Ar-

mut"; französisch, wohl auch schweizerisch, aber nicht hochdeutsch. S. 124: „die betreffenden fremden Wörter und Eigennamen"; Canzleideutsch, Zeitungsdeutsch, aber nicht mehr. S. 139: „wegen Wohlklang und Ebenmaß der Sylben"; wiederum nur schweizerisch, aber nicht hochdeutsch. Noch mehr, Herr Scherr entblödet sich sogar nicht fehlerhafte, anerkannt fehlerhafte Redweisen als erlaubt und regelrecht hin zu stellen. S. 29: „Folgende Vorwörter fordern den zweiten Fall: — längs —." S. 60: „In der bedingenden Aussageart wird häufig für die Zeitform der Gegenwart die Zeitform der Zukunft gebraucht. Z. B.: Wenn der Schnee im Winter die Felder nicht bedecken würde, so würden die Saaten großen Schaden leiden; oder: Würde der Schnee im Winter die Felder nicht bedecken, so würden" u. s. f. Der Conditionalis mit würde im bedingenden Satze ist aber gleichfalls nichts als ein schweizerischer Provinzialfehler. Fast scheint es als wolle Herr Scherr mit all diesen Helvetiasmen zu dem republicanischen Elemente beitragen das, wie er sich anderweitig äußert, dem Unterrichte in Schweizer Schulen inne wohnen müsse, und als wolle er damit zeigen wie gut er sich schon eingeschweizert habe. So ganz ist ihm das aber doch noch nicht gelungen: hin und wieder macht sich wohl noch die schwäbische Heimat geltend. Denn woher S. 123. mitten unter allerhand Regeln über Aussprache und Schreibung die Notiz: „Auch der Laut, welcher mit eu und äu bezeichnet wird, erhält in vielen Gegenden eine dem ai oder ei ähnliche Aussprache". Diesen häßlichen Fehler macht man namentlich in Schwaben, vielleicht macht ihn auch Herr Scherr, ein geborener Schwabe, und die Grammatik soll das nun in dieser Weise beschönigen.

So unbegabt, so unwissend, so wenig Herr der Schriftsprache, wie konnte sich Herr Scherr dennoch um den Preis bewerben, und wie ihn gewinnen? Je nun, was man selber nicht weiß, das wissen Andre; mit der Kunst Bücher zu drucken ist das Abschreiben darum nicht außer Gebrauch gekommen; und wenn der Reichthum geärntet hat, so fährt die Armuth mit der Hungerharke übers Feld, und findet auch noch ein Hälmlein für sich. Mit Einem

Worte: Herrn Scherrs Grammatik ist keine selbständige Arbeit, sie beruht lediglich auf Excerpten aus den grammatischen Werken Karl Ferdinand Beckers. Das sagt auch Herr Scherr selber, zwar nicht in den Vorbemerkungen zu den drei Ausgaben seiner Grammatik 1833. 1834. und 1836., sondern nur in den Vorbemerkungen zu der Gebrauchsanweisung 1835.; er bekennt es da endlich selbst um nicht länger die wiederholendlich erhobene Anklage eines litterarischen Diebstahls auf sich haften zu lassen. Verheimlicht aber oder eingestanden, jedesfalls war ein solches Nacharbeiten überflüssig, nur nicht für schriftstellerische Eitelkeit und directoriale Herschsucht. Denn sollte einmal (wogegen sich doch mancherlei einwenden ließ) Beckers Methode in den Zürcherischen Schulen Platz greifen, so konnte ja Beckers im Jahr 1833. erschienener Leitfaden eingeführt werden; oder fürchtete Herr Scherr auch an diesem deutschen Originalwerke einen schädlichen Beigeschmack monarchischer Verfassung?

Wir haben so eben gesagt, es lasse sich gegen die Tauglichkeit jener Methode mancherlei einwenden; in der That beweist auch Herr Scherr Seite für Seite wie untauglich sie in den meisten Stücken sei. Denn wenn sogar er sich von den spitzfündigen Künsteleien, von den Willkürlichkeiten und den handgreiflichen Fehlern des Beckerischen Systems überrumpeln läßt, was bleibt da den Lehrern, was nun gar den armen Schülern auf dem Lande weiter übrig als mitten unter all den Experimenten zur Übung der Denkkraft sich in abergläubischer Gedankenlosigkeit zu ergeben und nachzubeten wie ihnen vorgebetet wird?

Die Unterscheidung zum Beispiel von Begriffswörtern und Formwörtern wäre schon darum zu verwerfen, weil sie müßig ist, weil sie nirgend etwas wesentliches zur Sache thut: aber sie ist auch gradezu störend, und führt, da es so oft streitig bleiben muß, ob ein Wort Begriffswort oder Formwort sei, Lehrer und Schüler immer von neuem in die Irre.

Die bis auf Grimm bestandene Eintheilung der Verba in regelmäßige und unregelmäßige war allerdings falsch: aber daß nun Becker (Herr Scherr folgt ihm blindlings) bloß um selbständig zu scheinen die von Grimm glücklich erfundene Benennung stark und

schwach aufgiebt, und dafür alte und neue Conjugation, alte und neue Deklination sagt, das ist eben auch nicht recht. Kühnere Forschung mag behaupten, wohl auch beweisen, daß es ursprünglich nur Eine Art der Flexion, nur die s. g. starke gegeben habe: wie uns die Denkmäler vorliegen, ist die schwache ebenso alt als die starke. Soll nun die Terminologie der Grammatik über das eigentliche Material derselben, das documentiert gegebene, hinausgreifen? Zwar sagt Herr Scherr Gebr. S. 38: „Alte Form heißt diejenige, nach der, mit mehr oder weniger Modifikation, vor Alters alle Substantiven abgeändert wurden. Die neue Form ist eigentlich die adjektivische Deklination; sie wurde erst dann substantivisch gebraucht, als mehrere adjektivische Ausdrücke zu Substantiven erhoben wurden." Aber hier sind auch so viel Fehler als Worte. Eine damit zusammenhangende Verkehrtheit Gr. S. 23: „Die Wörter Fels, Friede, — Name, Same, — Herz, Schreck, Schmerz werden abgeändert: der Name, des Namens, dem Namen, den Namen [auch der Schmerz, des Schmerzens, dem Schmerzen, den Schmerzen? Herz Herzens Herzen Herzen?]; weil sie ehemals im ersten Fall hatten: der Namen, der Samen. Sie gehören also zur alten Form." Umgekehrt. Name Same u. s. f. giengen früherhin regelmäßig schwach; erst die neuere Zeit hat das en auch in den Nominat. übertragen und in Verbindung damit dem Genit. die Endung ens gegeben. Gleich auf derselben Seite, wenige Zeilen über der so eben angeführten Stelle, und wieder in der Behandlung alter und neuer Formen noch ein Fehler (weiß der Himmel, Fehler wohin man blickt!): „Die Hauptwörter, welche in der Mehrzahl er, el, e haben, gehen in der Mehrzahl nach der alten Abänderung. Die Hauptwörter, welche in der Mehrzahl en und n haben, gehen in der Mehrzahl nach der neuen Abänderung." Also z. B. Zeichen Pl. Zeichen, Boden, Pl. Böden: gehören die darum zur neuen Declination? Es heißt ja im Sing. nicht der Bode, das Zeiche. Oder sollen dergleichen Worte etwa im Sing. über die alte Form (so drückt sich Herr Scherr immer aus: er scheint die Paradigmen seiner Grammatik als den Leist, die Sprache als das Leder zu betrachten), im Plur. über die neue gehn?

Auch die Beckerische Lehre daß der Conjunctivus Imperfecti fälschlich so heiße und fälschlich als ein solcher gebraucht werde, eigentlich aber nur ein Conditionalis sei, auch diese Lehre, so willkürlich dieselbe und aus der Luft gegriffen ist, so sehr sie dem lebendigen Gebrauche und den Zeugnissen von anderthalb Jahrtausenden widerstreitet, hat Herr Scherr gehorsamst nachgesprochen, ja sogar in seiner Weise noch zu begründen versucht. So aber machen es diese unhistorischen Grammatiker (um einiger zusammengelesenen, unverstandenen, entstellten Brocken der altdeutschen Sprache willen gehört Becker noch nicht zu den historischen): auf der einen Seite versichern sie, die Sprachlehre solle nicht die Sprache selbst, sie solle nur die Sprache verstehn lehren; auf der andern stutzen sie eben dieselbe Sprache beliebig zurecht nach ihrer Grillenfängerei, und nennen es tausend Fehler, wenn die Litteratur aller Zeiten mit Tausenden von Beispielen ihre Grillenfängerei zunichte macht. Ist es etwa auch im Lateinischen ein Fehler, wenn da der Conj. Imperf. gleichfalls den Sinn eines Präteriti hat? Becker freilich sagt es. Aber wahrlich, es wäre gescheidter gewesen, wenn auch minder bequem, den Gründen nachzuforschen aus welchen ein Conj. Präteriti auch noch dazu dienen konne, die zweifelnde Bedingung auszudrücken

Wir haben geflissentlich nur einige Hauptpuncte berührt: eine erschöpfende Kritik der Theoreme Beckers liegt außer den Zwecken dieser Blätter. Daß sein grammatisches System viel zu gekünstelt für den niederen Unterricht, für den höhern wissenschaftlichen wieder zu unwissenschaftlich sei, darin stimmen alle überein deren Studium eben ein Studium und kein bloßes Dilettieren ist, und deren schriftstellerische Thätigkeit über die gemeine Büchermacherei hinausgeht. Und dieses Werk nun, noch dazu nachgebildet von so unberufener Hand, die Grundlage des deutschen Unterrichts in den zürcherischen Dorfschulen! Muste einmal Herr Scherr eine Grammatik schreiben, und konnte er es nicht aus eigenen Mitteln, warum ersah er sich dann nicht ein näher liegendes und zehnmal besseres Muster, die Grammatik von Götzinger, ein Buch das an Geist und Brauchbarkeit noch nicht übertroffen, das ebenso gründlich durch-

dacht als leicht faßlich, ebenso gelehrt als zugleich frei ist von allem gelehrten Prunk.

Ein Verdienst indessen kann man den grammatischen Schriften Beckers nicht absprechen: das Verdienst der schärfsten Genauigkeit, der erwogensten Bestimmtheit des Ausdrucks. Hätte nur Herr Scherr sich auch hierin nach seinem Autor gerichtet! Aber leider verdient er grade den Vorwurf daß er aus Übereilung und aus mangelhaftem Verständniß die meisten Regeln und Bemerkungen undeutlich, halbrichtig und schief hinstellt; oft vielleicht auch nur deshalb, weil er nichts andres sagen kann als Becker, und es doch gern anders sagen möchte. Grammatik S. 16: „Es gibt Namen von Sachen, an welchen man keine Theile unterscheidet; z. B. Wasser, Luft, Sand, Geld, Heu, Wein. Die Namen der Sachen, welche nicht nach Theilen unterschieden werden, heißt man Stoffnamen." Herr Scherr hat die irre leitende Halbheit dieser Definition selbst eingesehen, da er sie in der Gebrauchsanweisung folgendermaßen, ich weiß nicht ob beschönigt oder ins Licht stellt, S. 22: „Wenn ich ein Stück Holz in noch so viele Stückchen theile, so kann ich jedem Stückchen wiederum den Namen Holz geben. — Die Sache bleibt hier die nämliche; man unterscheidet nur größere oder kleinere Theile." Gebr. S. 17. 18: „Es gibt auch Zeitwörter, die von Stämmen gebildet werden. Diese haben entweder den Umlaut: Fall, fällen *); Trank, tränken; oder sie bekommen, statt des ursprünglichen i ein e, wie: schwimmen, schwemmen; springen, sprengen; oder sie endigen auf ern, eln, wie: hämmern, hobeln." Also wie tränken von Trank komme, so nun auch hämmern hobeln von Hamm und Hob? Tränken beruht aber vielmehr auf dem Prät. trank, und ebenso schwemmen sprengen auf schwamm sprang. Gr. S. 17. „Der, ein steht meistens bei männlichen Personennamen; die, eine bei weiblichen Personennamen; das, ein bei vielen Sachnamen." Von Herrn Scherr selber verbessert Gebr. S. 23: „Es ist zwar richtig, daß der Artikel der bei männlichen Personennamen steht —; und daß die bei weibli-

*) Ebenso Gr. S. 13. Dagegen S. 65: „Wurzelwort: fallen; abgeleitetes: fällen."

chen Personennamen steht; — aber bei Namen von Sachen und Pflanzen [Sachen und Pflanzen !] steht beiweitem nicht immer das." Gr. S. 24. wird das Hauptwort als Ergänzung des Zeitwortes behandelt; aber nichts wird da gesagt von dem Sinn des Genitivs, nichts von dem des Dativs, nichts von dem des Accusativs, sondern bloß: „Das ergänzende Hauptwort steht im zweiten Fall bei: achten" u. s. w. „Das ergänzende Hauptwort steht im dritten Fall bei: antworten" u. s. w. „Das ergänzende Hauptwort steht im vierten Fall bei sehr vielen Zeitwörtern." Ebenda S. 25: „Ein Hauptwort im zweiten Fall zur Ergänzung, im vierten Fall zur untergeordneten Ergänzung." S. 91: „Wenn in einem Satze Ergänzungen im vierten und [und im] zweiten Falle stehen, so bezeichnet der vierte Fall die untergeordnete Ergänzung." Wie Herr Scherr zu der Ansicht komme daß wo ein Verbum Acc. und Genit. regiert, nicht der Genit., sondern der Acc. untergeordnet sei? Es ist ein bloßes Mißverständniß Beckerischer Worte, Schulgr. S. 182: „Den Genitiv regiren — folgende transitive Verben, welche neben dem Genitiv der Sache einen Akkusativ der Person regiren." Gr. S. 36: „Beide setzt immer eine Zweizahl voraus." Richtiger, wenn schon nicht richtig, Becker a. a. O. S. 121: „Beide bezeichnet nicht eigentlich, wie zwei, die Zahl, sondern setzt die Zahl zwei schon voraus und drückt nur aus, daß von zweien nicht nur das Eine, sondern auch das Andere gemeint ist." Beide unterscheidet sich von zwei in dreifacher Beziehung: es sagt aus daß nicht mehr als zwei vorhanden, daß diese zwei als gleichartig mit einander verbunden, und (gewöhnlich wenigstens) daß sie bereits bekannt seien. In entsprechender Weise verhalten sich jetzt die beiden Ordnungszahlen der zweite und der andere; Herr Scherr weiß nur zu sagen, Gr. S. 37: „Für zweit wird auch die Form ander gebraucht." S. 77, „man, Nichts und Etwas bleiben unverändert." Man wird vielmehr nur im Nom. gebraucht; daß es seine übrigen Casus von dem Zahlworte ein entlehne, ist allbekannt. S. 53: „Das Zeitwort wird mit der Endung de und e in der Bedeutung eines Beiwortes gebraucht; z. B. die liebende Mutter wacht; das geliebte Kind schläft; der gezogene

Wagen rollt; der zu prüfende Schüler antwortet." Mit der Endung e? Herr Scherr hat nur starke Partic. Prät. im Sinn wie gemessene; er giebt jedoch als Beispiel auch ein schwaches, geliebte. Aber wie ist es mit gezogene? Kommt das auch bloß vermittelst der Endung e vom Infin. ziehen? Und nun werden ja die Participien auch unflectiert gebraucht, und werden auch stark flectiert: wie paßt nun dazu die Angabe: „mit der Endung de und e"? Herr Scherr hatte als Participialendungen die drei Silben end en et zu bezeichnen, und zu sagen daß dieselben an den abgelauteten oder nicht abgelauteten Stamm gehängt werden. S. 71: „solch hat in der Einzahl immer den unbestimmten Artikel." Wirklich? Solcher Unsinn, solche Gedankenlosigkeit, solches Gewäsch: wo ist denn hier der unbestimmte Artikel? S. 72: „Die Fragewörter welcher, welche, welches fragen bestimmter, als wer und was, nämlich nach einem oder mehrern schon bekannten Gegenständen." Nach schon bekannten Gegenständen braucht man nicht mehr zu fragen. Der Unterschied ist einfach der, daß welcher ein adjektivisches, wer ein substantivisches Fragewort ist, dieses nach einer Substanz selbst, jenes nach der adjectivischen Bestimmung einer Substanz sich erkundigt. So verbessert es auch Herr Scherr selber, Gebr. S. 102., nach Becker, dem er aber zugleich wieder den unbegreiflichen Fehler nachschreibt, daß der derselbe derjenige substantivische Demonstrativa seien, und nur dieser jener und solcher adjectivische. Gr. S. 89: „Ausgesagtes und Satzgegenstand [d. h. Prädicat und Subject] werden durch Hülfszeitwörter verbunden, z. B. Der Schnee ist weiß. — Der Wind hat geweht." Also geweht ein Prädicat des Subjectes, hat die Copula beider? Diese Verkehrtheit hat Herr Scherr nicht von Becker entlehnt: entlehnt Prädicat zu Scherr, hat die Copula, Verkehrtheit Object zu entlehnt? Nein! Hat ist verbales Prädicat des Subjectes Scherr, Verkehrtheit dessen Object, entlehnt adjectivisches Prädicat dieses Objectes. In dem Satze: „Der Wind hat geweht" ist dieses adjectivische Prädicat auch vorhanden, aber das Object dem es eigentlich zugehört ist ausgelassen. S. 122: „Die Umlaute kommen ursprünglich weder in Wurzeln noch in Stämmen vor.

Durch Aufnahme mundartischer Trübungen stehen die Umlaute in folgenden als Wurzeln anzusehenden Formen.—" Und nun ein langes Verzeichniß von umlautenden Zeitwörtern, die mit Ausnahme einiger weniger sämmtlich von andern Zeitwörtern oder von Nominibus hergeleitet, also keine Wurzeln, auch keine Stämme, sondern nach der Beckerischen Benennung Sproßformen sind: denn wähnen kommt doch wohl von Wahn, zählen von Zahl, strömen von Strom, füllen von voll, führen von fahre fuhr u. s. f. Herr Scherr sagt freilich, der Umlaut stehe hier überall durch Aufnahme mundartischer Trübungen: das heißt, wenn wir seine Meinung recht verstehn (vielleicht hat aber er selber sie nicht einmal verstanden), es seien das alles eigentlich keine Umlaute, sondern reine Selbstlaute, nur mundartlich entstellt: also füllen etwa für fillen oder für vollen, oder wofür? Wir kommen nicht hinein, nicht heraus: denn Becker läßt uns, indem wir nach dem Schlüssel suchen, auch dießmal wieder im Stich.

Nach dem Vorgange Beckers hat Herr Scherr seine Regeln gleichfalls mit zahlreichen Beispielen begleitet, nur mit dem Unterschiede, daß Becker beinahe all diese vielen Sätze und Sätzchen aus Schiller) hernimmt, Herr Scherr dagegen sie selber erfindet. Wir lassen die Frage unbeantwortet ob sie wohl daran gethan haben, sich beide so einzuschränken; und auch diese, wer von ihnen sich damit als den bescheidneren zeige; und auch diese noch, welches Verfahren für den Schüler das lebendiger anregende und bildende sei, ihm inhaltsvolle Worte eines Classikers vorzuführen, oder Trivialitäten wie „Das Kind liebt seine Mutter" (Gr. S. 69.), „Anton schreibt schöner als Karl, und Heinrich schreibt am schönsten" (ebenda S. 79.): wir lassen uns der Kürze wegen auf alles das nicht ein; nur dieß eine sei uns noch vergönnt zu bemerken, daß Herrn Scherrs Beispiele nicht selten (Proben davon haben wir schon früherhin gegeben) gegen die Sprachrichtigkeit fehlen; daß sie wohl auch zu der Regel der sie nachfolgen ganz und gar nicht passen (Gr. S. 74: „Die fragenden Fürwörter werden auch als bezügliche Fürwörter gebraucht. Beispiele: a) Welcher, e, es. — Der Don, dessen Wasser in das asowsche Meer fällt, ist einer der größten Ströme. — Die Donau, deren Lauf von Westen nach Osten geht, ist der größte europäische Strom. —

Das Geschooß, dessen sich Tell bediente, soll noch aufbewahrt sein.“); daß sie endlich hin und wieder gradezu lächerlich herauskommen, und den Unterricht, falls die Schüler nicht starre Dummköpfe sind, zu einer bloßen Hanswursterei machen müssen: z. B. S. 72: „Bildet aus folgenden Sätzen Fragesätze, setzet statt der größer gedruckten Wörter Fragewörter, und diese im Satze voran! Der Russe besitzt einen starken Körper. — Er bringt Etwas. — Dem Dulder gebühret Bewunderung.“ S. 73: „Bildet nachfolgende Erzählsätze in Fragesätze um, indem ihr u. s. f. — Winkelried fiel auf ruhmwürdige Weise. Übermuth gereichte dem Grafen von Regensberg zum Verderben.“ u. s. w. Also: Wozu gereichte Übermuth dem Grafen von Regensberg? Wer besitzt einen starken Körper? Was bringt er? Antw. Er bringt Etwas. Wen erinnert das nicht an jenen Katecheten, der die Kinder fragte: „Was legen fleißige Kinder?“ Antwort: „Den Grund zu ihrem künftigen Glücke.“

Beckers Terminologie ist die gewohnte lateinische. Herr Scherr vertauscht sie, ich weiß nicht ob in der Absicht minder abhängig von Jenem zu erscheinen, gegen eine deutsche. Da begegnen sich denn alte und neue Verkehrtheiten. Die Casus werden wieder gezählt: der Nominativus muß der erste, der Accusativ der vierte Fall sein. Wenn aber nun ein historischer Grammatiker auf Anlaß des Gothischen den Accusativus zum ersten Casus machte, weil sich hier der Declinationsstamm noch unverändert zeigt, und wenn es ihm gelänge diese Anordnung durchzusetzen: wo bliebe dann Herr Scherr mit seinen Zahlen? So sagt er auch nicht Positivus Comparativus Superlativus, sondern erster zweiter dritter Grad: ungeschickte Benennungen, weil sich an sie von selbst die falsche Vorstellung hängt (die auch Herr Scherr zu hegen scheint) daß der Superlativus noch um eine Stufe höher stehe als der Comparativus, während doch Comparativ und Superlativ beide auf derselben Stufe der Vergleichung bleiben, nur daß der Comparativ einen Gegenstand über einen andern ihm ungleichartigen, der Superlativ denselben über alle seines gleichen stellt. Solche Purismen sind indeß mehr nur theoretisch verwerflich: andre dagegen und die meisten deren sich Herr Scherr bedient auch

aus practischen Gründen. Sicherlich gehn Lehrern und Schülern jedesmal von neuem die Gedanken aus, wenn sie wie auf S. 56. der Grammatik lesen müssen: „In der Regel wird die Zeitform der Gegenwart bedingender Aussageart aus der ersten bezüglichen Zeitform der anzeigenden Aussageart gebildet, z. B. kam, käme." Stünde dafür, wie sich andre gescheidte Menschen ausdrücken würden: „Der Conditionalis wird aus dem Imperfectum gebildet", so wüste gleich jeder was der Reformator damit wolle gesagt haben. Übrigens hat uns Herr Scherr selber der Mühe überhoben gegen seine Neuerungen und Reinigungen anzustreiten: er selber ist es der in der Gebrauchsanweisung zu eben dieser Grammatik der lateinischen Terminologie auf die angemessenste Weise das Wort führt, S. 39: „Dabei gestehen wir indessen unverholen, daß wir uns kein großes Bedenken machen würden, die wissenschaftlichen Benennungen der Wortarten, Satzglieder, Beziehungen, u. s. f. auch in der Primar-Schule einzuführen. Die deutschen Namen haben alle etwas Schiefes und Zweideutiges. Der Schullehrer Ruegg hat nach unserer Meinung Recht, wenn er in der Vorrede zu seinen Examinatorien sagt, ein neuer Begriff hafte besser, wenn zugleich auch ein neues Wort dafür gegeben werde. Wir fürchteten nicht, daß etwa fünfzig neue Wörter das Gedächtniß eines Schülers sprengen würden. Und was das leichtere Verständniß deutscher Benennungen anbelangt, so müssen wir an demselben mit Grund zweifeln, da die Bedeutung des deutschen Namens als grammatischer Ausdruck eine von der gewöhnlichen Sprachweise ganz verschiedene wird, und man somit dem Schüler zweierlei erklären muß, nämlich: was das Wort nicht bedeute, und was es bedeute."

So eben und schon früherhin zu widerholten Malen sind uns Fälle vor die Augen getreten wo die Gebrauchsanweisung mehr oder minder entschieden in Widerspruch steht zu der Grammatik der sie mit auf den Weg gegeben ist. Und die Ausarbeitung beider Bücher ist in ein und dasselbe Jahr gefallen. Wie wenig gereift ist also Hrn. Scherrs grammatische Gelehrsamkeit; wie unsicher ist er in seinem Erkennen und Wissen! Er hat aber dem Erziehungsrath, der diese Gebrauchsanweisung forderte, um so bereitwilliger entsprochen, als er sich aufs vollständigste überzeugt

hatte daß eine bedeutende Anzahl Lehrer eines solchen Stabes noch gar sehr bedürfe (Gebr. S. I.). Bedürfen sie wirklich eines solchen Stabes noch gar sehr, so wird ihnen ein solcher gar sehr schaden, weil er sie neckischer Weise Schritt für Schritt auf andere Wege führt, als die Grammatik sie leiten will. Die Grammatik sagt hüst, die Gebrauchsanweisung hott; und der Lehrer? Nun, der bleibt halt stehn und wartet bis der Fuhrmann mit sich selber eins sei.

Man glaube nicht daß die im Laufe unsrer kritischen Betrachtung als Belege ausgehobenen Stellen die einzigen seien die wir ausheben konnten um unsere Behauptung daß Herr Scherr zwar eine Grammatik geschrieben habe, aber doch von Grammatik nichts verstehe, rechtfertigend zu erhärten; man glaube auch nicht daß wir absichtlich die ärgsten Beispiele herausgesucht haben. Wir haben uns vielmehr, da der Raum dieser Blätter weitläuftige Erörterungen verbot, auf solche Puncte eingeschränkt, bei denen eine bloße Hindeutung genügen konnte, und unter diesen haben wir wiederum mehr auf Gerathewohl als nach beflissener Absicht erlesen. Ob für Herrn Scherr das Gesagte hinreichend sein werde, wissen wir nicht: wir zweifeln daran; für den Verständigen, für den, welchem das Wohl der Schule und der Wissenschaft am Herzen liegt, reicht es sicherlich hin.

C. Realbuch für die zürcherischen allgemeinen Volksschulen. Geschichtliche Abtheilung. Zürich, 1836.

Die Vorrede handelt zuerst im Allgemeinen von der Bedeutung und dem Nutzen der Geschichte, dann von der Beschaffenheit des vorliegenden Büchleins und den Beiträgen des Staates zur Erleichterung seiner Anschaffung und giebt endlich eine Gebrauchsanleitung. Ueber diese Vorrede nur so viel. Wir glauben, daß die Geschichte etwas Höheres und Besseres noch wollen könne und solle, als das in dieser Vorrede Angedeutete; denn wir müssen bezweifeln, daß das Streben nach Ruhm und Ehre und die Furcht vor Schande eine Veredlung der Gesinnung genannt zu werden ver-

diene. Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen und die Anerkennung und Verehrung des göttlichen Waltens in den Schicksalen einzelner Menschen und ganzer Völker gelten uns mehr.

„Der Bearbeiter" lautet die Unterschrift. So viel wir wissen und sehen, hat dieser so genannte „Bearbeiter" in diesem Büchlein größtentheils nur was Andere entweder im Auftrage des Erziehungsrathes oder sonst schon früher ausgearbeitet haben, zusammengeordnet, und doch ist und bleibt er der „Bearbeiter". *) O der Bescheidenheit!

Der geschichtlichen Darstellung selbst geht eine „kurze Übersicht der Weltgeschichte" und eine „kurze Übersicht der Schweizergeschichte" vorher, die beide zum Büchlein passen ungefähr wie eine Faust auf's Auge, denn sie enthalten eine Menge Namen und Andeutungen, deren in der Schrift selbst auch nicht mit einem Worte Erwähnung geschieht, so wie in der letztern wieder Namen und Begebenheiten fehlen, die doch in den Erzählungen selbst mit Recht herausgehoben werden. So sucht man, um nur Ein Beispiel anzuführen, nach dem Namen und der That des Leonidas in der chronologischen Aufzählung umsonst. Freilich heißt es in der Gebrauchsanleitung „wenn dann die Schüler diese ins Gedächtniß gebrachten Uebersichten laut aufsagen, so wird der gebildetere Lehrer Veranlaßung nehmen, über einzelne Sätze, die in den Erzählungen nicht ausgeführt sind, umständlichere Aufschlüsse zu geben." Aber was soll dann der weniger gebildete Lehrer mit diesen Sätzen anfangen? Zu welchen thörichten Deklamationen der Lehrer kann z. B. folgendes an sich schon thörichte Sätzchen führen, welches nirgends erklärt ist: „Jahr 900. Es entsteht der freie Bürgerstand. Es gibt aber auch Leibeigene." Ueberall, wohin man nur sieht, begegnen einem Flüchtigkeiten. Das erste Bündniß Zürichs und der drei Länder wird ins Jahr 1250 gesetzt. S. XIV. Bisher glaubte man, es gehöre ins Jahr 1251. Kopp hat nun aber

*) Es ist das der stehende Titel, den sich Herr Scherr als Herausgeber der Lehrmittel beilegt; ein Titel, der geeignet ist, für fremde Arbeit sich bezahlen zu lassen und fremden Ruhm einzuärndten. Werden dann aber in solchen Büchern Dummheiten nachgewiesen, dann freilich will der Bearbeiter nicht länger Bearbeiter sein, sondern dann soll der wirkliche Verfasser dafür einstehen.

erwiesen (und Herr Scherr hätte es aus den Zeitungen erfahren können, wenn er keine wissenschaftlichen Bücher liest), daß es ins Jahr 1291 gehöre. Aber weder die frühere seit Tschudi allgemein geglaubte Meinung, noch die durch Einsicht der Urkunde hergestellte Wahrheit kennt Herr Scherr, sondern er findet getrost dafür das Jahr 1250. Da darf man sich denn freilich noch weniger wundern, daß er die Brunische Staatsverfassung in Zürich im Jahr 1335 statt 1336 setzt.

Was nun die Darstellungen selbst betrifft, so theilen sie sich in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in „Darstellung aus der Weltgeschichte" S. 1 — 70. in 21 §.§. und in „Erzählungen aus der Schweizergeschichte" S. 71 — 128. in 22 §.§.

Die Darstellungen aus der Weltgeschichte sind in ihrer Auswahl und Ausführung lobenswerth; die Sprache ist durchweg klar und schön und das Ganze verräth eine Meisterhand, die unter hemmenden Bedrohungen und Beschränkungen doch etwas ziemlich Befriedigendes zu Stande zu bringen wußte. Daß dieser Theil indeß nicht von dem „Bearbeiter" bearbeitet wurde, springt in die Augen. Etwas ist uns jedoch sehr aufgefallen, daß nämlich des Freiheitskampfes der Griechen in der neuesten Zeit mit keinem Worte erwähnt wird.

Jedem Paragraphen sind dann Aufgaben für die Schüler beigefügt, die größtentheils zweckmäßig erscheinen. Mehrere dieser Aufgaben mögen indessen doch einiges Bedenken erregen. Wenn es nämlich zu verschiedenen Malen heißt, die Schüler sollen aus eigener Vorstellung schildern, was im Buche nicht erzählt ist, so können denn doch aus solchen Schilderungen gar seltsame Geschichten und allerlei verkehrte Vorstellungen hervorgehen, die zu berichtigen der Lehrer nicht immer und nicht bei allen Zeit und Gelegenheit finden dürfte. Wenn man z. B. S. 20. die Aufgabe liest: „Suchet nach eurer eigenen Vorstellung die Ermordung des Cäsars zu beschreiben", so möchte man beinahe auf die Vermuthung kommen, es handle sich da um Abfassung geschichtlicher Romane nach Walter Scott. Ob es nun aber wohl gethan sei, die Jugend in einem Alter, wo sie noch Mühe genug hat, das Gegebene richtig

aufzufassen und wiederzugeben, mit der Geschichte so handthieren zu lehren, das möchten wir im höchsten Grade bezweifeln.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß der „Bearbeiter" auf die Orthographie größere Aufmerksamkeit hätte verwenden dürfen. Man liest z. B. zu verschiedenen Malen bald „Müssiggang" und bald wieder „Müßiggang". Dergleichen steht besonders einem Schulbuche nicht wohl an.

Was die „Erzählungen aus der Schweizergeschichte" betrifft, so ist ungefähr die Hälfte derselben aus verschiedenen anderen Schweizergeschichten abgedruckt, so daß dieser Theil einer Stylmusterkarte nicht unähnlich sieht und dem „Bearbeiter" eben auch nicht allzu große Mühe verursacht haben wird. Wie mager aber mehrere der vom „Bearbeiter" wahrscheinlich selbst angefertigten so geheißenen Erzählungen sind, mag unter anderm der §. 18 beweisen, wo von Seite 114 bis 117 die italiänischen Feldzüge und der Schwabenkrieg behandelt werden. Man findet da nichts als eine dürre Aufzählung einer ganzen Masse von Namen und Zahlen, die wohl das Kind in Verwirrung setzen, aber nicht zur klaren Anschauung bringen können. Mit Einem Worte, das Ganze ist eine übel gerathene Compilation, der es überdieß an Flüchtigkeiten aller Art gar nicht fehlt. Für diese letztere Behauptung wollen wir mehr nicht als ein halbes Dutzend Belege herausheben.

1) Gerade die erste Erzählung ist offenbar aus Meyers Handbuch der „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" hergenommen (s. daselbst die ersten Seiten). Aber unbegreiflich ist es, wie der „Bearbeiter", wenn er sogar die bloß vermuthlichen ältesten Bewohner der Gaue der jetzigen Eidgenossenschaft die Tugener, Aventiner und Ambronen glaubte nennen zu sollen, gerade die in den folgenden Zeilen (s. S. 3 in Meyers Handbuch) erwähnten Rhätier, welche sicher einen Theil der jetzigen Schweiz bewohnten, vergessen konnte.

2) S. 75. heißt es: „das Grundeigenthum nahmen sie (die Alemannen) für sich; den Rest der frühern Einwohnerschaft ließen sie als zinspflichtige Dienstleute neben sich wohnen." Aufgabe für Hrn. Scherr: Suchet nach euerer eigenen Vorstellung diesen (unsinnigen) Satz weiter auszuführen.

3) S. 76. „Die Franken besiegten 496 die Alemannen, nahmen allmälig ihre Länder in Besitz und versetzten die Überwundenen in den Zustand der Dienstbarkeit." — Es ist von den Alemannen in der Schweiz die Rede und die ganze Erzählung voll der allergröbsten Irrthümer. Nach ihrem Verfolge sollte man gar meinen, die Schweizer reden deßhalb deutsch, weil die Franken, ihre Vorfahren (??) ein deutsches Volk gewesen. Zu solchen Abenteuerlichkeiten kommt man mit Scherrischer Historie!

4) S. 79. „Um das Münster (Großmünster) erhub sich allmälig die Stadt (Zürich) aus ihrem Schutte." Ganz neue Entdeckung. Wenn man bedenkt, daß von der Zeit vor Karl dem Großen die Rede ist, so kann ein denkender Schüler aus dem Sätzlein folgendes herausbringen: 1) Es gab vorher schon eine Stadt Zürich. 2) Diese lag in Schutt bis etwa auf König Pipin. 3) Damals erhob sich die Stadt Zürich wieder. 4) Sie erhob sich um das Münster. Wie wird aber der Schüler staunen, wenn er erfährt, daß die erste seiner Folgerungen unsicher, die drei letztern aber entschieden falsch seien.

5) Wenn Seite 96 gesagt wird: „wirklich erschien im Sommer desselben Jahrs Herzog Albrecht mit kriegerischer Macht vor Zürich. Es kam zu Unterhandlungen. Der Herzog suchte sein Heer noch mehr zu verstärken. Unterdessen machten die Zürcher einen Zug nach Baden hin", so sollte man denken, dieser Zug der Zürcher habe während der Belagerung Zürichs Statt gefunden.

6) Seite 100 heißt es: „An der Wolfshalden und am Stoß wurden diese von den Appenzellern 1405 besiegt." Die Schlacht am Stoß geschah aber vor derjenigen zu Wolfshalden. Derselbe Fehler in der Aufzählung findet sich auch vorn in der tabellarischen Übersicht S. XVI.

Bei diesem halben Dutzend Fehler und Flüchtigkeiten wollen wir stehen bleiben. Es reicht das Angeführte hin, um zu zeigen, wie leichtfertig gerade derjenige Theil dieser geschichtlichen Abtheilung des Realbuches behandelt worden ist, der doch für unsere Schuljugend das meiste Interesse haben muß. So wenig Sorgfalt aber auf die Ausführung im Einzelnen verwendet worden, so planlos scheint auch die Auswahl der Stücke zu sein. Was wollte

der Bearbeiter mit dieser bunten Mischung bald ausführlicher Erzählungen bald zusammengeschrumpfter, elender Geschichtsgerippe, wie z. B. in §. 18. ein Muster vorliegt, was insbesondere mit dem letztern erreichen? Doch nicht das Interesse der Schüler beleben? Denn was für Interesse kann der Schüler einer so dürren Zusammenstellung von Namen abgewinnen? Und wer soll diese Gerippe ausfüllen? Der Schüler? Dann muß er entweder seine Kenntniß aus andern Schriften vernehmen, und es bedarf noch eines Ergänzungsbuches zu dem Lehrbuche, oder er macht Romane. Der Lehrer? Dann müßte dieser die Arbeit vornehmen, welche der „Bearbeiter" unterlassen hat. Ob aber alle oder auch nur die meisten Volksschullehrer dazu die nöthigen Vorkenntnisse haben und die erforderliche Muße finden?

Was die den Darstellungen beigefügten Aufgaben betrifft, so wäre darüber vieles zu sagen; wir begnügen uns aber blos auf eine derselben aufmerksam zu machen. S. 107 heißt es:

„1) Lernet die Darstellung der Schlacht (bei Granson) auswendig.

2) Eben so das Verzeichniß der Beute."

und dann folgt dies Beuteverzeichniß bis auf die gesalzenen Fische hinunter. Was dies Beuteverzeichniß im Gedächtnisse der Kinder eigentlich soll, das können wir uns nicht erklären. Soll es etwa die Herzen der Knaben zu kriegerischem Muthe entflammen, oder wozu sonst? Ist diese Aufgabe etwa der Feder des „Bearbeiters" entflossen in einem Augenblicke, wo das schöne Beuteverzeichniß ihm selbst den Mund wässern machte? Wir hätten der Jugend lieber folgende oder eine ähnliche Aufgabe vorgeschrieben: „Suchet das Sittenverderben zu schildern, das die Beute von Granson in der Eidsgenossenschaft verbreitete." Doch freilich es hat sich schon bei Beurtheilung der Vorrede herausgestellt, daß wir mit dem „Bearbeiter" hinsichtlich des Zweckes des Unterrichtes in der Geschichte nicht gleicher Ansicht sind. Zum Schlusse das Geständniß, daß wir niemanden um die Benennung „Bearbeiter" beneiden möchten, wenn von den Erzählungen aus der Schweizergeschichte im Realbuche die Rede ist.

D. Realbuch. Naturgeschichtliche Abtheilung.*)

In dem Vorworte zu dieser Abtheilung erfährt man, daß der „Bearbeiter", d. i. Herr Scherr, den Entwurf und die Anordnung des Ganzen, sowie die Fassung der meisten einleitenden Paragraphen auf seine Rechnung nimmt, wogegen die sämmtlichen einzelnen Beschreibungen aus der Feder des Herrn Kohler, Seminar-Lehrers zu Kußnacht kommen.

Dessen ungeachtet müssen wir uns die Freiheit nehmen, das ganze Buch auf die Rechnung des Herrn Scherr zu setzen, denn wenn er der Baumeister war, so war es seine Sache, für brauchbares Material und taugliche Arbeiter zu sorgen. Wir wollen zuerst einen Blick auf den allgemeinen Plan und die ganze Darstellungsweise dieser Abtheilung werfen, darauf den Inhalt der einzelnen Abschnitte durchlaufen.

Es gehört unstreitig zu den größten Vortheilen, welche der Elementar-Unterricht in der Naturgeschichte für allgemeine Bildung

*) Anmerkung des Herausgebers. Es sind mir über diese Abtheilung des Realbuches noch von anderer Seite her auf das Gefälligste Mittheilungen zugekommen, die ich indessen einstweilen wenigstens zurückbehalte, da das oben Mitgetheilte genügt, um zu zeigen, daß das Realbuch einer baldigen Umarbeitung aufs höchste bedarf. Nur eine wichtige Bemerkung des zweiten Recensenten führe ich hier an: „Ungeachtet diese Abtheilung des Realbuches nicht zum bloßen Lesebuch sondern zum Unterrichte in der Naturgeschichte bestimmt ist, wie schon eine flüchtige Durchsicht desselben auf das Deutlichste zeigt, so hätte doch auch da nicht blos der kalte Verstand des Kindes berücksichtigt, sondern auch auf Bildung seines Gemüthes, seiner Religiosität hingewirkt werden sollen. Dem Kinde, besonders so zarten Alters, darf die Natur nicht wie ein bloßes Naturaliencabinet vorgewiesen werden, wo Alles bunt neben und durch einander liegt. Es darf nicht als das einzige Bestreben hervortreten, die Naturkörper zu benennen, zu beschreiben, zu ordnen und etwa höchstens noch zu zeigen, wozu der Mensch dieses oder jenes brauchen könne. Von Anfang an muß die Naturbetrachtung auf ein höheres Interesse und einen höhern Zusammenhang hinweisen. Dadurch würde die Darstellung an Lebendigkeit gewinnen und weit mehr anziehen, als die trokenen Namen und Begriffe es nicht können. Die Wissenschaft darf durchaus nicht entfernt, im Gegentheil sie muß sorgsamer beachtet werden, als es in dem Realbuche geschieht, aber das Ganze sollte sich angenehmer lesen lassen. Das Büchlein gibt für Lehrer und Schüler zu viel, indem es viel zu viel Detail enthält und zu wenig, indem es, was es gibt, nicht in einem höhern Zusammenhange darstellt, sondern sich mit dürren Formeln begnügt. Besser wäre es, Weniger es insbesondere das Naheliegende zu geben (denn alle ächte Naturbetrachtung bedarf der Anschauung), und von dem Fernen nur das Hervorragendste, Bedeutendste zu erörtern als eine doch nur halbe und unnütze Vollständigkeit anzustreben."

gewährt, daß durch das Ausgehen von den einzelnen Anschauungen, wie sie die Natur uns darbietet, und durch Herleitung von Begriffen aus ihnen, wobei der Verstand immer vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitet, die Abstraction, also die Grundlage alles klaren Denkens, auf die einfachste und fruchtbarste Weise geübt wird. Herr Scherr scheint dies nicht eingesehen zu haben. Statt mit einzelnen getrennten Darstellungen zu beginnen, welche darauf berechnet gewesen wären, eine lebendige Vorstellung hervorzurufen, und welche zu kleinern Zusammenstellungen und zur Entwickelung der nothwendigsten systematischen Begriffe hätten benutzt werden müssen, geht Herr Scherr, der überhaupt ein ganz besonderer Freund von Definitionen ist, von der Aufstellung der Grundbegriffe aus. Die Schüler bekommen hier Gelegenheit auswendig zu lernen, was sie in Zukunft verstehen müssen unter Natur, Körper, Kunstproduct, Naturproduct, Thier, Pflanze, Mineral, Klasse, Ordnung, Familie und Art. So bildet Herr Scherr, welcher bei dieser Abtheilung durch eine entwickelnde Methode die beste Gelegenheit gehabt hätte, den Verstand seiner Schüler zu einer eigenthümlichen Thätigkeit anzuleiten, und sie so vor der Gewohnheit zu bewahren, fremde Begriffe blind anzunehmen, recht mit Fleiß gedankenlose Gewohnheitsmenschen; denn unbestreitbar ist jeder blind angelernte Begriff ein Stein des Anstoßes auf der Bahn des Denkens.

Auf die Definitionen folgt die specielle Beschreibung einer gewissen Zahl von Geschopfen aus den drei Reichen. Im Thierreiche hat man dabei ein naturhistorisches System befolgt, welches den Schüler mehr verwirrt als aufklärt. Wenn doch das Wahre nicht schwerer zu begreifen ist, als das Falsche, warum hat man hier mit Fleiß ganz veraltete und unrichtige Vorstellungen von der Verwandtschaft der Geschöpfe unter einander festzuhalten gesucht? Oder glaubt Herr Scherr, das Volk müsse wissenschaftliche Vorstellungen, gleich den Moden der höhern Stände, erst dann bekommen, wenn sie von letzteren schon wieder abgelegt worden sind?

Die Pflanzen sind eingetheilt in Bäume, Sträuche, krautartige Gewächse, Gräser, Pilze und Farrenkräuter mit den Moosen und Flechten. Man könnte diese Eintheilung, da sie sich auf die äußere Erscheinung der Pflanzen stützt und also auf jeden Fall

die Übersicht erleichtert, da sie ferner keine Ansprüche auf wissenschaftliche Bedeutung macht, für den Zweck des Realbuches allenfalls gelten lassen, wenn durch dieselbe nicht doch wieder ganz falsche Vorstellungen hervorgebracht würden. Hätte es nicht das Nachdenken der Schüler in weit höherm Grade anregen müssen, wenn ihm gesagt worden wäre, daß ein krautartiges Gewächs oder ein Strauch oft mit einem Baume seinem ganzen Baue nach viel näher verwandt sein kann, als mit einem andern krautartigen Gewächse oder Strauche, und daß besonders in wärmern Klimaten viele Arten von Pflanzengeschlechtern baumartig erscheinen, deren bei uns vorkommende Arten es nicht sind? Wären allgemeine Erklärungen dieser und anderer Art nicht ungleich nützlicher für die Schüler gewesen, als die Masse schlechter einzelner Beschreibungen? — Die Eintheilung der Mineralien, welche aus Schuber'ts kleiner Naturgeschichte genommen zu sein scheint, kann man gelten lassen.

Was nun die Art der einzelnen Beschreibungen betrifft, so ist diese das Schlechteste an dem ganzen Buche. Daran, daß durch dieselben irgend eine Anschauung erweckt würde, ist gar nicht zu denken. In der Aufzählung der einzelnen Eigenschaften herrscht die größte Confusion und die Sprache ist wahrhaft gräulich. In der Vorrede liest man: „Theils um mehr Raum zu gewinnen, theils in Rücksicht auf den einen großen Zweck der Schule, nämlich auf die Sprachbildung, ist eine große Anzahl der Gegenstände nicht vollständig beschrieben, sondern es sind nur die Merkmale derselben in abgekürzten Angaben bezeichnet. Der Lehrer mag mitunter die vollständigen Beschreibungen als Lehrstoff benutzen; die abgekürzten Angaben sollen hauptsächlich zur Selbstbeschäftigung dienen, indem der Lehrer vollständige, zusammenhängende Beschreibungen daraus verfertigen läßt." Es gibt eine hohe Idee von der pädagogischen Gewandtheit des Herrn Scherr, wie er hier die Interessen der Sprache mit denen der Naturgeschichte zu verbinden gewußt hat. Es werden hier in der That zwei Fliegen mit einer Klappe todtgeschlagen, — die Sprache und die Naturgeschichte. Folgende Stellen mögen als einige Beispiele dienen:

S. 5. „Der Büffel. Groß und stark, gewöhnliches Gewicht 1000 Pfund; die Haut 100 Pfund; die Hörner in die Höhe gebogen, einwärts gedreht, zusammengedrückt; bösartig; fast nackt, schwarzer Farbe; zum Lenken ein Ring durch die Nase. Geräth über die rothe Farbe in Wuth; wälzt sich gern im Schlamme; in Italien."

S. 6. „Das Schaf. . . . Gehörnt sind meist nur die Männchen. Diese Hörner gehen rückwärts . . . . Das Schaffleisch ist eine angenehme und gesunde Speise, ihre Därme geben gute Saiten."

S. 10. „Das Nilpferd. Vier Klauen an jedem Fuße; 12 — 14' lang; Kopf und Bauch unförmlich, Füsse kurz, Zähne schweinartig; lebt meist im Wasser; brüllt wie ein Ochse, aber schärfer; Farbe grau, Fleisch wie Schweinfleisch, Haut treffliche Riemen; bisweilen zahm; wild in ganz Afrika."

S. 13. „Der Fischotter. 3' lang, 14" hoch, 20 Pfund schwer, kaffeebraun, Rücken dunkler als Brust, Kehle, Bauch. Haare elektrisch, sehr dicht, Wasser rollt ab; fünf Zehen mit starken Klauen, durch starke, glatte Schwimmhäute verbunden; frißt: Fische, Krebse, Frösche, Wassermäuse ꝛc. ꝛc.; schwimmt sehr gut; Haare feine Hüte, Fleisch eßbar; zu zähmen; Fell gutes Pelzwerk."

S. 19. „Der Seehund . . . . . Ohr verschließbar; Augen zum Sehen unterm Wasser eingerichtet; Kopf dick, glatt, keine Ohrmuschel; große schwarze feurige Augen; Bart stark um das Maul" . . . . . .

S. 22. „Der Delphin . . . . . lieben Musik, folgen oft schaarenweise den Schiffen."

„Der fliegende Hund. Schönste Fledermaus . . . . fressen: Blüthen, Baumfrüchte, Fleisch."

S. 34. „Der Kranich . . . . wandern in Gesellschaft sind sehr vorsichtig, stellen Wachen aus."

S. 43. „Europäische Landschildkröte . . . . . leben in Italien, werden auch häufig zu uns gebracht, fressen Kräuter."

S. 44. „Gemeiner Karpfe .... frißt: Schlamm, fette Erde, verfaulte Pflanzentheile, haben ein zähes Leben."

S. 13. und 14. „Der Löwe .... In frühern Zeiten gab es weit mehr Löwen, als wirklich."

S. 13. „Der Steinmarder .... Kehle und Brust weiß, sonst schwarzbraun."

S. 21. „Der Narval .... Bauch ganz weiß, sonst weiß und schwarz gefleckt."

S. 35 und 36. „Das Haushuhn .... Das Fleisch wird gegessen; insbesondere nützlich sind in dieser Beziehung die Eier der Henne."

S. 36. „Die Wachtel .... laufen sehr gut, fliegen aber weder schnell noch hoch; Wachtelschlag bekannt, aber bedeutungslos."

S. 10. „Das wilde Schwein .... Männliches Schwein = Eber, Keuler; weibliches Schwein = Bache ...."

Hier kommen also gar mathematische Zeichen mit in die Beschreibung, obschon das Wörtchen „heißt" nicht mehr Raum eingenommen hätte.

Auf diese Weise also befördert Herr Scherr durch die naturgeschichtliche Abtheilung des Realbuches „den einen großen Zweck der Schule, nämlich die Sprachbildung"! —

Wir wollen nun dem Inhalte der einzelnen Abschnitte einige Aufmerksamkeit widmen. In der Einleitung werden die allgemeinsten Definitionen gegeben. Von den Mineralien heißt es da, sie seien Körper, welche ursprünglich als todte Stoffe vorhanden sind. Warum ist hier nicht auf der Krystallisationskraft Rücksicht genommen worden. Es hätte doch gewiß die Naturansicht der Schüler um ein Wesentliches erweitert, wenn sie erfahren hätten, daß auch in den Steinen eine innere gestaltende Kraft wirksam ist die ihnen eine ganz bestimmte und regelmäßige Form gibt. In dem ganzen Buche wird der Krystallisation gar nicht erwähnt mit Ausnahme einiger Beschreibungen einzelner Mineralien, wo auf einmal von Krystallen, Prismen und Pyramiden die Rede ist, ohne daß man weiß, wie man dazu kommt. S. 123. heißt es von den

Mineralien: „Diese unorganischen Körper vergrößern sich weit langsamer, als die organischen.“ Man begreift nicht, was sich der Verfasser unter der Vergrößerung der Steine gedacht haben muß. Krystallisationen gehen bekanntlich zuweilen äußerst schnell vor sich, und eine andere Art von Vergrößerung giebt es bei den Mineralien nicht. Von den Thieren wird S. 2. gesagt, daß sie Organe haben und darum organisirte Wesen genannt werden. Daß dies auch von den Pflanzen gilt, wird nirgends in dem Buche erwähnt. Von den Vögeln, Reptilien, Fischen, Molusken und Insekten wird angegeben, daß sie Eier legen. Daß die Säugethiere und viele Reptilien und Fische lebendige Junge zur Welt bringen, wird unberührt gelassen, obschon in einzelnen Beschreibungen gelegentlich vom Lebendiggebären gesprochen wird. Bei der Blindschleiche, der Viper und dem Aale hätte doch mindestens erwähnt werden sollen, daß sie lebendige Junge zur Welt bringen. Von den Reptilien wird gesagt, daß sie durch Lungen athmen; von den Säugethieren und Vögeln erfährt man dies nicht. Von den Fischen heißt es: „sie athmen nicht durch Lungen sondern durch Kiemen (Seitenöffnungen am Halse, durch die das eingeschluckte Wasser wieder ausgestoßen wird)“. Diese Locher sind also nach der Meinung des Verfassers die Kiemen? Das ist ja gerade, wie wenn man von den Säugethieren sagte: sie athmen durch Lungen, das ist zwei Löcher in der Nase. Nachdem die Thiere in sieben Klassen eingetheilt worden sind, wird zur Erklärung gesagt: „Eine Klasse ist der Inbegriff aller Thiere, welche ähnlichen Bau, gleiche Organe und die meisten Eigenschaften mit einander gemein haben.“ Diese Definition paßt ja eben so gut auf die Ordnung, die Familie die Gattung und die Art. Alle Pferde z. B. machen eine Art der Pferdegattung aus, nicht eine besondere Classe des Thierreichs. Und doch haben alle Pferde einen ähnlichen Bau, gleiche Organe und die meisten Eigenschaften mit einander gemein. Alle Bücher des Herrn Scherr fangen mit Definitionen an, und dennoch hat er selbst das Definiren nicht besser gelernt! oder ist er etwa der Meinung wenn man für das Volk schreibe, komme es auf die Richtigkeit der Begriffe so genau nicht an?

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun auf den Inhalt der einzelnen Beschreibungen. S. 9. wird das Bisamthier, welches bekanntlich mit den Kameelen und Auchenien die Familie der ungehörnten Wiederkäuer bildet, zu den Geweihtragenden gezählt. — Der Manati wird S. 20. zu den Robbenartigen Thieren gerechnet, während er doch zu den Walthieren gehört, die freilich im Realbuche gleich auf die Robben folgen, in den bessern Systemen aber von diesen durch mehre ganze Thierordnungen getrennt sind. — Vom Orang-Utang wird S. 22. gesagt, er lebe in Asien und Afrika. Der afrikanische Orang-Utang aber ist bekanntlich der Schimpansee, der im Realbuche gleich darauf besonders aufgeführt wird. —

S. 24. beginnt die Beschreibung des Adlers mit den Worten: „der Gold- oder Steinadler ist der König der Vögel." Sollen die Schüler dies für Ernst nehmen, oder macht der Verfasser hier eine Excursion in die Fabelwelt? Ein Knabe in der untersten Klasse der Zürcher Kantonsschule fragte vor einiger Zeit seinen Lehrer, als dieser des Löwen erwähnte, ganz ernsthaft: „nicht wahr, der Löwe ist der König der Thiere?" Auf ähnliche Weise wird nun auch beim Adler gefragt werden. — S. 40. wird von der Ringelnatter das alte Mährchen aufgewärmt, daß sie sich um die Euter der Kühe schlinge und ihnen die Milch aussaufe. In einer Naturgeschichte für das Volk sollte doch ganz besonders auf die Ausrottung von Vorurtheilen hingewirkt werden. Statt dessen werden sie hier förmlich gelehrt. — Die Klapperschlange soll nach S. 40. auch in Afrika leben. — Von der Riesenschlange werden die alten Übertreibungen vorgebracht. — Mit Erstaunen sieht man die Molche S. 41. zu den Eidechsen gezählt. Hier hätte der Verfasser durch Nachweisung ihrer Verwandtschaft mit den Fröschen eine schöne Gelegenheit gehabt zu zeigen, wie die äußere Gestalt oft über die wahre Verwandtschaft der Thiere und Pflanzen, die von den wichtigsten Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation abhängt, täuschen kann. Der Verfasser hätte eben so gut das Schuppenthier von den Säugethieren zu den Eidechsen versetzen können. In der Naturgeschichte der Fische hätten doch wohl die

in hiesiger Gegend gebräuchlichen Namen, wie Rechling und Egli für den Flußbarsch, Trüsche für die Aalraupe oder Quappe, angegeben werden können.

Mängel und Fehler aller Art finden sich nicht weniger in der Beschreibung der niedern Thierklassen. Nicht besser steht es mit der Naturgeschichte der Pflanzen, für die ein einziges Beispiel genügen wird. S. 76. heißt es von dem „Rosenstrauche": „Es gibt sehr viele Arten und Abarten von Rosen" . . . . . 1) die Hundsrose . . . . . 2) die Weinrose . . . . . 3) die Alpenrose." Warum hat man hier nicht auch noch die Gesichtsrose (Uberröthe) aufgeführt? Oder warum nicht bei dem Löwen gesagt: es gibt zweierlei Löwen, gemeine Löwen und Ameisenlöwen?*)

Wie es scheint sucht der Verfasser durch Vollständigkeit zu ersetzen, was an Richtigkeit mangelt. Darum fehlt in dem Buche weder der wohlriechende Waldmeister, das kletternde Labkraut und das kleine Sinngrün, noch der rothe Gauchheil, das Bittersüß und die kleine Lysimachie.

Der Naturgeschichte des Pflanzenreichs ist eine „Zusammenstellung von Giftpflanzen und Angabe einiger Mittel gegen Pflanzengifte" angehängt. Da werden, nachdem die Namen verschiedener giftiger Pflanzenarten aufgezählt sind, bei den Hahnenfußarten und der Herbstzeitlose „gelindeschlafmachende Mittel," bei der Belladonna „säuerliche Abführungsmittel" und bei den Wolfsmilcharten „einhüllende Klistiere" u. s. w. anempfohlen. Soll denn das Realbuch ein Noth- und Hülfsbuch sein? Und was mag sich wohl ein Knabe von 9 bis 10 Jahren unter einem säuerlichen Abführungsmittel oder gar einem einhüllenden Klistiere vorstellen?

Die Naturgeschichte des Mineralreichs ist ein wenig besser, als die des Thierreiches und Pflanzenreiches. Zweckmäßiger für das Publikum des Realbuches ist sie aber darum nicht, und eben so wenig fehlt es darin an Unrichtigkeiten. So wird S. 124. der bergmännische oder geognostische Begriff des Gebirges mit dem

*) Ein anderer Recensent bemerkt hiezu: Mit gleichem Rechte könnte man auch die Seehunde zu den Hunden rechnen.

geographischen verwechselt. Unter dem Flözgebirge versteht der Geognost nicht ein wirkliches Gebirge, nicht eine gebirgige Gegend, sondern Mineralmassen, welche zu einer gewissen Zeit und auf eine gewisse Art entstanden sind.

Im Allgemeinen können wir über diese Abtheilung des Realbuches nicht anders urtheilen, als daß der Plan dem Zwecke des Buches durchaus nicht angemessen, der Inhalt oft ganz fehlerhaft und die Darstellungsweise in den meisten Fällen unglaublich schlecht ist.

E. Realbuch. Vierte Abtheilung. Mittheilungen aus der Naturlehre, aus dem Gebiete des Gewerbswesens und der Erfindungen, aus der Himmelskunde und Zeitrechnung.

1. Mittheilungen aus der Naturlehre. — Dieser Abschnitt ist im Allgemeinen ein wenig besser als die vorige Abtheilung, demungeachtet aber keineswegs so, wie er sein sollte und leicht hätte sein können. Der Ton einer Naturlehre, welche für Kinder von 10 bis 12 Jahren in den Dorfschulen bestimmt ist, sollte im Ganzen weit weniger docirend, weit mehr entwickelnd und anleitend sein, als er hier ist. Die jedem Paragraphen angehängten „Aufgaben" können diesen Mangel nicht ersetzen. Bei Wahrheiten, wie die der Naturlehre, ist das Begreifen die Hauptsache, das Lernen und Einüben von geringer Wichtigkeit; denn was der Schüler begriffen hat, das merkt er auch, was er aber merkt, ohne begriffen zu haben, das ist ihm ganz nutzlos. Zudem ist die gewissenhafte Vollständigkeit, mit welcher in den Aufgaben der gesammte Inhalt der Paragraphen wiederholt wird, recht dazu geeignet, bei den Lehrern den Geist der Pedanterei, welcher ohnedies in den Schulen mehr als irgendwo anders herrscht, zu unterhalten und zu befördern. Ein Beispiel wird genügen, zu zeigen, daß dies Urtheil richtig ist: §. 20. liest man: „Unter den glänzenden Lufterscheinungen ist der Regenbogen eines der prächtigsten Schauspiele der Natur." Unter den Fragen in der Aufgabe zu diesem Paragraphen steht dann: „Welches ist die schönste unter

den glänzenden Lufterscheinungen?" Fände nun ein Schüler, es sei das Morgenroth, so wäre dies ein Fehler. Er hat ja gelernt, daß es der Regenbogen ist! — Die Darstellungsweise in den verschiedenen Paragraphen ist sehr ungleich, bald so klar, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, bald so unbestimmt und undeutlich, daß der Schüler schwerlich zu einem klaren Begriffe von dem Inhalte gelangen wird. Man muß als Ursache dieser Verschiedenartigkeit annehmen, daß der „Bearbeiter" manche Paragraphen aus fremdem Material unverändert aufgenommen, andere selbst geschrieben hat. — Folgendes sind einige Beispiele von einzelnen Unrichtigkeiten und andern Mängeln, auf die wir bei einem flüchtigen Durchlaufen dieses Abschnittes gestoßen sind: §. 6. wird behauptet, daß ohne die Porosität der Materie kein Holz brennen, kein Metall schmelzen würde, „weil dann das Feuer nicht in dieselben eindringen könnte." Da bekommen die Schüler eine schöne Vorstellung vom Brennen und vom Feuer! — S. 8. wird als Beispiel für eine zusammengesetzte Bewegung angeführt: „ein Kirschkern, den man zwischen zwei Fingern fortdrückt." Ein schlechteres Beispiel konnte doch wirklich nicht gegeben werden. — S. 10. wird eine Erklärung der specifischen Schwere gegeben, die selbst einem Physiker unklar bleiben muß. Es heißt da: „Die allgemeine Schwere darf man indessen nicht verwechseln mit dem Gewichte eines Körpers. Das Gewicht ist die größere oder geringere Gewalt, womit der Körper gegen seine Unterlage drückt. Es kommt hiebei auf die Größe der Körper an, wenn sie von gleicher Materie sind, und bei Körpern von verschiedener Materie auf die Menge der Theilchen, die in einem gleich großen Raume enthalten sind. Man nennt dies ihr eigentliches Gewicht." Das ist ja eine erschreckliche Confusion! — S. 12. werden die Scheere, die Zange, das Ruder als Beispiele für den einarmigen Hebel aufgeführt! — S. 13. heißt es von den Urstoffen: „Die Körper auf der Erde sind aus gewissen einfachen Stoffen zusammengesetzt, die man durch die Scheidekunst von einander trennen (?) kann. Gewöhnlich nimmt man beim ersten Unterrichte, nach der vom Alterthum auf uns gekommenen Eintheilung,

vier solcher Stoffe an: Erde, Wasser, Luft, Feuer, und nennt sie auch Urstoffe oder Elemente; dazu gehören aber auch noch die Lichtmaterie, die elektrische und magnetische Materie, welche später behandelt werden. Die tiefere Naturwissenschaft hat eine weit größere Anzahl von Urstoffen gefunden; für unsern Zweck genügt die obige Eintheilung." Was soll nun wohl die Redensart heißen: „gewöhnlich nimmt man beim ersten Unterrichte vier solcher Stoffe an"? Sollen die Schüler glauben, man könne in der Naturlehre nach Belieben annehmen, was man gerad bequem finde? die tiefere Wissenschaft habe zwar gezeigt, daß die Annahme unrichtig sei, allein „für unsern Zweck genüge die obige Eintheilung"? Wäre es nicht viel besser gewesen zu sagen: Die Körper auf der Erde lassen sich durch die Scheidekunst in gewisse Stoffe zerlegen, welche man für einfache Stoffe hält, weil man sie selbst nicht zerlegen kann. Solcher für einfach gehaltener Stoffe gibt es eine bedeutende Zahl. Zu ihnen gehören z. B. der Schwefel, die Kohle und die Metalle. Auf jeden Fall hätten die Kinder so das Wahre mindestens eben so leicht verstanden, wie das Falsche, was ihnen im Realbuche mit so zweideutigen Worten erzählt wird. Wollte sich der Verfasser auf neuere Gelehrte berufen, welche ebenfalls die vier Elemente annehmen, so sollte er wissen, daß diese unter den Elementen nicht eigentlilich vier Substanzen, vier materielle Stoffe, sondern vier Prinzipien verstehen, von denen die Beschaffenheit der Körper abhangen soll. Er hätte sie also nicht mit den Elementen der Chemie zusammenstellen sollen, bei denen ein ganz anders Verhältniß in Frage kommt. Und was soll, nach des Verfassers Darstellungsart, der Unterschied zwischen dem Elemente des Feuers und der Lichtmaterie sein, die er neben der Elektrizität und dem Magnetismus noch zu den vier Elementen hinzufügt? Man sieht, der Verfasser hat von einigem aus der Physik und Chemie reden gehört, vielleicht auch in einem Lehrbuche dieser Wissenschaften geblättert, aber nichts verstanden, scheut sich aber doch nicht, seine verworrenen Begriffe der Schuljugend zum besten zu geben. — Im 12. 13. und 14. §. werden nun die 3 Aggregationsformen als Eigenschaften der drei ersten Elemente

aufgeführt. Die Mechanik der festen Körper ist in dem vorhergehenden Abschnitte „von den besondern und allgemeinen Eigenschaften" behandelt worden. Die der flüssigen folgt in dem Abschnitte von den Urstoffen, in welchem man einige Sätze aus der Chemie hätte erwarten sollen, aus der sich einzig in dem 14. §. „Von der Luft" etwas findet, nämlich die Angabe einiger Luftarten. — S. 18. sind musterhafte Beispiele von klarer Darstellung zu finden: „Auf die Schwere der Luft ist man durch eine Maschine gekommen, ... mittelst welcher man die Luft aus einem verschlossenen Gefässe auspumpen und sodann aus dem Gefäß der wieder verschlossenen, beinahe ganz luftleeren Kugel ersehen kann, um wie viel sie leichter geworden ist." Auf derselben Seite: „Füllt man eine 32 Fuß lange, an ihrem obern Ende verschlossene Röhre mit Wasser und wendet sie sodann unterm Wasser um, so daß das offene Ende nach der Erde gerichtet ist, so fließt kein Tropfen Wasser heraus. Die umgebende Luft drückt folglich dergestalt von unten auf das Wasser in die Röhre, daß nichts ausfließen kann. Und ebenfalls auf derselben Seite: „eine diesfällige Bemerkung kann man an allen Weinfässern machen, deren Spundloch luftdicht verschlossen ist. Öffnet man den Hahn, so fließt nur wenig aus, wird aber das Spundloch geöffnet, so kommt der Wein in vollen Abfluß, weil nun die Luft auch von oben auf den Wein drücken kann." — S. 19. wird das Höhenmessen mittelst des Barometers mit den Worten erklärt: „da das Fallen des Quecksilbers nach der Luftänderung in einem gewissen Verhältniß zu einer erstiegenen Höhe steht, so kann das Barometer auch zu Höhemessungen angewandt werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht, sondern das sogenannte Heberbarometer, mit heberförmig gekrümmter Röhre gebraucht wird." Was werden sich die Kinder von dem Verhältnisse des Fallens des Quecksilbers zu der erstiegenen Höhe wohl für eine Vorstellung machen? Und was soll die wichtige Miene mit der des Heberbarometers erwähnt wird,

als ob nicht hundert Berge mit Gefäßbarometern gemessen würden und hundert Heberbarometer als Wettergläser dienten? S. 22. wird gesagt: „Wenn aber die Wärme in abnehmenden Verhältnissen immer mehr herabgestimmt wird, so entsteht Kälte.“ Hat der „Bearbeiter“ hier etwa wieder „den einen großen Zweck der Schule, nämlich die Sprachbildung“ vor Augen gehabt? S. 23. heißt es: „Beim Vorgange des eigentlichen Verbrennens muß auch noch eine Erscheinung, nämlich die bis zur Lichtgebung gesteigerte Wärme in Betracht kommen. Das Feuer entsteht durch Verbindung von Wärme und Licht. Im Vorgange des Verbrennens entwickeln und vermischen sich auch Luftarten, wovon dann namentlich die Erscheinung der Flamme herkommt.“ Ist dies, abgesehen von der Mangelhaftigkeit der Erklärung, eine Sprache für Kinder. S. 26 heißt es, „die Schmelzung wird durch Zusätze erleichtert, so ist z. B. Schwefel ein Schmelzungsmittel für Eisen. So erhält man Glas durch das Zusammenschmelzen von Sand mit Pottasche, oder mit Sand oder mit Salpeter.“ Der letzte Unsinn mag Folge einer bloßen Nachläßigkeit im Abschreiben sein. Kann man aber Schwefel ein Schmelzungsmittel für Eisen nennen, da die geschmolzene Masse, welche man erhält, gar kein Eisen mehr ist, sondern aus Schwefeleisen besteht? Der Satz hätte heißen sollen: Verbindungen von Stoffen sind zuweilen leichter zu schmelzen als die Stoffe, aus denen sie bestehen. Erhitzt man z. B. Eisen und Schwefel mit einander, so bildet sich Schwefeleisen, welches leichter schmelzbar ist, als das reine Eisen. — Der ganze vierte Abschnitt „von den elektrischen und magnetischen Erscheinungen“ ist recht gut und zweckmäßig behandelt. Hier scheint der „Bearbeiter“ seine eigene Weisheit einmal im Zaume gehalten zu haben. — S. 40. wird behauptet die Gewitter düngen das Erdreich mit den schwefelichten Theilen“, welche sie ihm im Regen zuführen. — Auf derselben Seite liest man: „die hie und da erscheinenden Feuerkugeln zerplatzen in der Luft mit donnerähnlichem Gekrache, und es erfolgt ein Steinregen. Sie bewegen sich ebenfalls sehr schnell, ihre Größe ist sehr ansehnlich und sie zerplatzen oft mit einem starken Knall.“ Ähnliche Beispiele von einer Nach-

lässigkeit, die in einem obligatorischen Schulbuche unverantwortlich ist, finden sich nicht wenige.

2. Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfindungen und des Gewerbswesens. — Dieser Abschnitt scheint uns ganz zweckmäßig behandelt zu sein und keinen Tadel, sondern Lob zu verdienen. Der „Bearbeiter" scheint hier wieder die Hände nicht viel mit im Spiele gehabt zu haben.

3. Kurze Himmelskunde. Viel besser hieße dieser Abschnitt lange und breite Himmelskunde. Der Verfasser desselben ist, wie „der Bearbeiter" in dem Vorworte mittheilt, Herr Pfarrer Gutmann in Greifensee, „ein ausgezeichneter Gelehrter". Trotz dem machen wir hier abermals Herrn Scherr als den „Bearbeiter" für den ganzen Abschnitt verantwortlich. Wer heißt ihn denn den Herrn Pfarrer Gutmann für einen ausgezeichneten Gelehrten halten? Wer in einem ganzen Lande über Volksbildung das große Wort führt, sollte doch mindestens einen oberflächlichen Begriff davon haben, was ein ausgezeichneter Gelehrter für ein Ding ist; der ganze Abschnitt ist ein einziges klägliches Beispiel von der unzweckmäßigsten Auswahl des Stoffes und der ärgsten Confusion in der Darstellung. Vergebens sucht man das Bestreben, einige wenige der einfachsten und wichtigsten Verhältnisse in der Zusammensetzung des Weltgebäudes herauszuheben und durch eine anschauliche Darstellung dem Fassungsvermögen der Leser zugänglich zu machen, durch eine entwickelnde Methode den Geist der letztern zur Selbstthätigkeit anzuregen und sie mit dem Genusse bekannt zu machen, welchen jede klare Einsicht, beruhe sie auf Begriffen oder Anschauungen, gewährt. Statt dessen wird hier der bedauernswürdige Schüler mit einem Kehrichthaufen für ihn ganz unbrauchbarer und noch dazu schlecht dargestellter Einzelnheiten von Planeten, Trabanten, Kometen, Umlaufszeiten, Dichtigkeiten, Sternbildern, Mythologie u. s. w. überschüttet, unter welchem die ersten zarten Keime des Denkens und die ersten Bemühungen des Vorstellungsvermögens erstickt werden. Wir möchten in der That den Schüler einer Dorfschule von 10, 12, ja selbst 14 Jahren sehen, welcher bei dem Lesen dieses Abschnittes nicht sehr bald auf jedes

Begreifen resignirte, ja bei längerer Dauer einer solchen Lektüre sich die Bemühung etwas zu begreifen, nicht überhaupt ganz abgewöhnte. Unmöglich können wir uns zu einem nur einigermaßen geordneten Durchlaufen dieses Abschnittes entschließen. Man wird sich gern mit folgenden wenigen Beispielen begnügen. S. 84. liest man: „Man kann sich von dem höchst ungleichen Maße der Beleuchtung, das den Kometen auf ihrer Bahn zu Theil wird, je nachdem sie die Sonne gleichsam wieder einmal begrüßen, oder aber bis zu den fernsten Grenzen des Sonnenreiches wegeilen und immer langsamer die Umkehr suchen und suchen und endlich finden, eine schwache Vorstellung machen, und in dem von ihrem Kerne gleichsam fortgestoßenen und vor der Sonne geflüchteten Schweife einen aufgesparten Lichtvorrath erblicken für die lange Zeit der Entbehrung von allem Sonnenlichte." — S. 86.: „Eine genauere Eintheilung in 24 Stunden-Zweiecke, welche $\frac{1}{24}$ des himmlischen Äquators zur kleinen Achse und den Nordpol und Südpol am Himmel an beiden Seiten zur Spitze haben, setzt den Gebrauch einer vollständigen Sternkarte oder einer künstlichen Himmelskugel voraus." — S. 88. können die Mathematiker lernen, was man unter der Breite eines Kreises versteht. Dort heißt es vom Thierkreise: „diese zwölf Zeichen bilden einen großen Kreis etwa 58 mal so breit, als der mittlere Durchmesser des Mondes." S. 92. liest man: „Delphin, der den Sänger Arion vom Wellentode errettete und auf seinem Rücken ans Land trug. Arion sang noch vorher im Angesichte der Schiffleute, die das verabredete Todesurtheil ihm angekündigt hatten, ein Klaglied über sein Schicksal, und dann ein Gebet um göttliche Hülfe, während Delphine herzuschwammen, und stürzte sich nun mit Vertrauen auf Erhörung herab." Auf derselben Seite zieht der Verfasser als ein wahrer Donquixote gegen die heidnischen Namen der Sternbilder zu Felde, welche „an den in vorchristlicher Zeit herrschenden Leichtsinn erinnern, in welchem den Himmelsbewohnern lasterhafte Neigungen, Entschlüsse und Thaten angedichtet wurden." Für diese heidnischen Namen führt der Verfasser nun neue, selbsterfundene ein z. B. „der weißblinkende Stern, der mit den Sternen Wahrheit und Zu-

friedenheit ein gleichschenkliches Dreieck bildet, wird von uns (!) als Sinnbild der Unschuld betrachtet (S. 98)." — „Die Krone die neben dem Sterne Wahrheit auf der Linie gegen Menschenliebe hinsteht, mag als Sinnbild des zu erringenden Verdienstes angesehen werden (S. 95 und 96)." „Der etwas röthlichglänzende Stern unweit des Siebengestirnes, der mit 4 oder 5 kleinern ein lateinisches V bildet, sei dem Andenken an die Lehrer geweiht, denen wir unsre Bildung zu geistig erwachten und sittlich guten Menschen zu verdanken haben." Hier sehen wir wie der Verfasser sich selbst und auf jeden Fall auch dem Herrn „Bearbeiter" einen Platz unter den Sternen anweist; und wahrhaftig nicht den schlechtesten Platz, denn es heißt von dem Lehrerstern weiter: „Es wird ihm eine Größe zugeschrieben, gegen die unsre Sonne so gering erscheint, wie gegen die des Freundschaftssternes S. 97)." Kann man sich etwas Abgeschmackteres denken, als die hier mitgetheilten Stellen? Glaubt der Verfasser, man könne durch solche Narrheiten ein Volk veredeln? und ist der Herr „Bearbeiter" damit einverstanden? — S. 92. heißt es: „Viel nützlicher als alle diese Namen" (d. i. die der Sternenbilder) „ist es zu wissen, wo der Nordpol am Himmel steht und wie man mitttelst desselben eine Mittagslinie ziehen kann, auf welcher der Schatten eines senkrecht ans Ende gestellten Stifts an jedem heitern Tage den wahren Punkt 12 Uhr anzeigt." — Seite 84 ist zu lesen: „Man hat Gründe zu der Annahme, daß auf den Morgen- und Abendstern, wo die Verhältnisse der Zonen denen auf dem Mars noch einmal so nahe stehen, als denen auf der Erde, die Sommer .... in der dortigen heißen Zone einen jährlich zweimal erscheinenden Julius, der das eine Mal einen Mai, das andre Mal einen Herbstmonat nach sich zöge, zu vergleichen wären." — An einer andern Stelle heißt es: „Man darf aber diese kaum mit einer Zahl zu erfassenden Lichtmassen sich nicht als überall hin verstreut, oder ins unendliche Blau hinausgesäet denken. Bei weitem die meisten sind nicht neben, sondern in zwei einander entgegengesetzten, doch zugleich entgegengestreckten Richtungen hinter einander gereihet."

4. Von der Zeitrechnung und dem Kalender. — Dieser Abschnitt ist seinem Zwecke vollkommen angemessen bearbeitet. Im Vorwort erfährt man, daß derselbe von dem Herrn Sekundarlehrer Bär in Männedorf ist und daß „Herrn Bär's letzte Lieferung so zu sagen unverändert aufgenommen wurde." Wenn mit diesem „so zu sagen" angedeutet werden soll, daß der „Bearbeiter" auch bei diesem Abschnitte das Bearbeiten nicht ganz hat lassen können, so kann dasselbe auf keinen Fall bedeutend gewesen sein, da sich sonst die erfreulichen Spuren davon deutlicher zeigen müßten.

Anhang.

(Abgedruckt aus der allgemeinen Schulzeitung. Darmstadt 1837. Februarheft.)

Der Bildungsfreund, ein Lesebuch für den häuslichen Kreis und für höhere Volksschulen. Von J. Th. Scherr, Seminardirector und Erziehungsrath im Kanton Zürich. Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1835. XXXII und 632 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das vorliegende Buch hat, wie der um die Volksbildung mehrfach verdiente Herausgeber versichert, eine doppelte Bestimmung: „es soll sowohl für höhere Volksschulen, als auch für gebildetere Familien einen belehrenden, unterhaltenden und bildenden Lesestoff darbieten.“ Unter den ähnlichen, in neuester Zeit zu demselben Zwecke bearbeiteten Büchern zeichnet der Herausgeber Kriegk's „Darstellungen“ als vorzüglich aus; aber er fügt hinzu: „Diese und andere Schriften solcher Art tragen insgesammt die Merkmahle der herrschenden politischen Institutionen desjenigen Landes an sich, in welchem sie erschienen sind.“ In dieser Meinung trägt er kein Bedenken, zu behaupten, für das Schweizervolk sey darum manches jener Bücher „theilweise unpaßlich, theilweise ungenießbar oder gar schädlich;“ und er fordert von jedem Lesebuche für „schweizerische Mittelschulen und die Familien des Mittelstandes“, es müsse „nach Anlage und Richtung die Förderung republikanischer Rechte und Tugenden als eine Hauptbedingung im Auge behalten.“ Mit jener Behauptung, daß andere Lesebücher gewöhnlich die Merkmahle der politischen Institutionen desjenigen Landes an sich tragen, in welchem sie erschienen seien, darf man es wohl so genau nicht nehmen; sonst müßten Kriegk's Darstellungen, die in einem republikanischen Staate erschienen sind, sich ganz besonders für das Schweizervolk eignen. Man sieht indeß, was der Herausgeber sagen will. Er vermißt in anderen Lesebüchern die ausdrückliche Tendenz der „Förderung republikanischer Rechte und Tugenden.“ Darin mag er Recht haben, und auch darin, daß somit der vorliegende Versuch „durch das Bedürfniß gerechtfertigt wird.“

Demnach ist der Bildungsfreund vorzugsweise und ausschließlich für die Schweiz bestimmt; und wir könnten aus diesem Grunde, dem Le-

serkreise des Werkes fern stehend, uns veranlaßt sehen, jedes weiteren Berichtes über den Inhalt und jedes Urtheiles über die Zweckmäßigkeit desselben uns zu enthalten. Da indeß vielleicht mancher unserer Leser wohl nicht mit Unrecht auf den Gedanken kommen könnte, es seien wenigstens die republikanischen Tugenden, deren Förderung der Herausgeber im Auge gehabt hat, auch für die Bewohner monarchischer Staaten wichtig genug, um ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken, so halten wir es nicht für überflüssig, etwas näher zu berichten, durch welche Mittel der Herausgeber die Förderung republikanischer Tugenden zu erreichen gehofft hat. Die erste Abtheilung (S. 1 — 74.) ist überschrieben: „Prosa, mit besonderer Rücksicht auf den denkenden Verstand. Stoff zu höheren Lese-, Rede- und Schreibübungen.“ Der erste Abschnitt derselben enthält S. 1. 21. „politische und moralische Sprüche, gesammelt aus Johannes von Müller's Schriften“ und in denselben einen „Schatz republikanischer Weisheit“, der nach dem Wunsche des Herausgebers „auch unter dem Mittelstande, dem eigentlichen Kern des Volkes, immer mehr Ausbreitung und Anerkennung“ finden soll. „Zugleich sind diese Sprüche, um den Sprachzwecken der Schule einen passenden Stoff zu liefern,“ in einer syntaktischen Folge geordnet, von einfachen Sätzen bis zu vielgliedrigen Satzverbindungen. Schon hierin glauben wir einen Mißgriff zu erkennen.

Schüler, welche noch der Hinweisung bedürfen, welches Wort den Hauptton erhalte, und denen man noch die Frage nach dem Subject und Prädicat des Satzes vorlegen muß (vergl. die Forderung des Herausgebers S. XIV. und XV.), sind noch durchaus nicht fähig zur Auffassung solcher abstracten Wahrheiten, wie Johannes von Müller in diesen Sätzen ausspricht. Man lese nur z. B. gleich auf der ersten Seite folgende Sätze: „Freiheit vervollkommnet Alles; der Mann von Genie hat keinen Stand; die abstracten Denker versetzen sich zu selten von ihren Idealen in die Welt.“ Wie viel Zeit würde der Lehrer aufwenden müssen, um etwa den zehnjährigen Knaben in das Verständniß solcher Sätze einzuführen und ihn vor Mißverständniß derselben zu bewahren! Und dürfte er hoffen, seine Zeit und Mühe belohnt zu sehen? Wahrheiten, die nur vor Männer gehören, weil sie ohne einen reichen Schatz von Lebenserfahrungen gar nicht begriffen werden können, soll man nicht dadurch entweihen, daß man sie den Unmündigen als leere Formeln zum Nachplappern hingibt. Diese Bemerkung wird unseren Lesern wahrscheinlich nicht übertrieben erscheinen, wenn wir nur noch folgende wenige Sätze anführen, denen die meisten anderen mehr oder weniger gleichen: „Außerordentliche Kuren müssen die fressenden Staatskrankheiten eines verdorbenen Volkes heilen“ (S. 2.); „ohne Erschütterung alles Eigenthums kann nie geläugnet werden, daß urkundlichen oder herkömmlichen

Rechtstiteln das Urtheil zukomme" (S. 4.); „Die Rache beleidigter Gottheit, d. i. der Geistlichen, ist schrankenlos, weil vorgeblicher Eifer alles Recht und Menschengefühl niederschlägt" (S. 6.); „Beschränkung der Preßfreiheit ist eine Stütze und ein Beweis der Tyrannei und erhält besonders die Hierarchie und den Aberglauben" (S. 13.); „das können die Völker nicht leiden, daß der furchtbare Herr Sclave der Wollust sei und, unvergnügt mit ihrem Gut und Leben, auch häuslicher Liebe Trost ihnen raube" (S. 17. auch S. 4.); „es muß wohl ein Unterschied zwischen einer freien und einer republikanischen Verfassung sein, wenn diese nicht erlaubt, daß Jeder Gott diene, wie er will (S. 17.)". — Man sieht zugleich, daß manche dieser Sätze sehr leicht zu Mißverständniß Anlaß geben können und nur von einer Seite angesehen eine wirkliche Wahrheit enthalten. Wir sind keineswegs der Meinung, daß man beim Sprachunterrichte den Schülern triviale und nichtssagende Sätze zur wiederholten Betrachtung vorlegen solle; aber einfach und klar und dem Fassungsvermögen der Jugend angemessen müssen die Sätze sein, an denen zunächst die Formen der Sprache zur Anschauung gebracht werden. — Ein zweiter Abschnitt (S. 21 — 35.) gibt „Auszüge aus den Reden alter Eidgenossen" nach Müller's Geschichte als Lese- und Redeübungen. Daß auch solche, nicht bloß poetische Stücke gewählt werden möchten, um den Vortrag zu üben, ist gewiß ein beachtenswerther Wunsch des Herausgebers; und wenn gleich auch hier Manches vorkommt, was den Kreis der Jugend übersteigt, so wird doch weniger Nachtheil davon zu befürchten sein, als von den unpassenden Sätzen des ersten Abschnittes. — Der letzte Abschnitt dieser ersten Abtheilung enthält „Stoff zu Schreib-, Lese- und Redeübungen. Der Herausgeber fordert „zuerst die schriftliche Ausarbeitung der Vorträge und dann Vorlesen oder freies Vortragen" Die Aufgaben betreffen meist das Staats- oder Gemeindeleben und sind daher dem Ideenkreise der Jugend zu fremd, als daß sie mit Glück bearbeitet werden könnten; z. B. „Worte eines neugewählten Gemeindspräsidenten an die Wähler; Rede bei Eröffnung der Wahl eines Pfarrers; Rede zur Empfehlung eines in Vorschlag gebrachten Aufwandgesetzes." Auch die übrigen allgemeineren Aufgaben sind meist nur für reife Schüler; z. B. „wer ist ein gebildeter Mensch? einige Worte für diejenigen, welche klagen, daß ihr Leben in stürmische Zeiten gefallen sei."

Die zweite Abtheilung (75 — 387.) gibt „Poetisches; Stoff zur Weckung und Bildung der poetischen Anlagen, zur Läuterung des Geschmackes und zur Entwicklung des Sinnes für's Erhabene, Schöne und Gute im Gemüthsleben." Der Inhalt dieser Abtheilung zerfällt in sechs Abschnitte mit den Ueberschriften: Dramatisches; Heldengedichte; lyrisch-epische Poesie; beschreibende Dichtungen; reine lyrische Poesie; Didaktisches. Ein Anhang bringt „Zeit- und Gelegenheits-Gedichte,

Dichtungen in schweizerischer Mundart und Räthsel.“ Gern wird man dem Herausgeber beistimmen, daß es von der höchsten Wichtigkeit sei, der „fast gänzlichen Vernachlässigung des poetischen Sinnes“ in den Schulen entgegenzuwirken. „Die Schüler der höhern Volksschule stehen gerade in dem Alter jener Entwicklungsstufe, da die Phantasie vorherrschend ist; es wird also die Einführung in's Gebiet der Poesie schon aus dem Entwicklungsgange der Naturanlagen geboten. (S. VI.)“

In der Wahl des dramatischen Stoffes für den ersten Abschnitt konnte der Herausgeber, „der schon früher bezeichneten republikanischen Tendenz folgend,“ nicht zweifelhaft sein; er wählte Schiller's Wilhelm Tell, nahm das Stück jedoch nur im Auszuge auf (S. 75. 131.), theils um Raum zu ersparen, theils damit es auch in Secundarschulen und im züchtigen häuslichen Kreise lesbar sei. Als Beispiele von Heldengedichten (S. 131-164.) sind Bruchstücke aus der Ilias, der Aeneis, dem Nibelungenliede und zwey Romanzen von Schwab aufgenommen worden. Der Herausgeber wünscht damit Veranlassung zu geben, „daß dem Alterthume und der Kenntniß desselben auch bey dem Volke die gebührende Achtung und Ehrfurcht erweckt werde.“ Die Bemerkung des Herausgebers über das Nibelungenlied bestätigt eine schon mehrmals von uns geäußerte Befürchtung. Er gesteht, daß dasselbe auf seine Schüler „immer bey weitem weniger Eindruck machte, als die vorhergehenden Fragmente“; und er kann nicht läugnen, „daß es selbst dem Gebildeten in einzelnen Abtheilungen gar zu gedehnt und weit ausgesponnen erscheinen muß.“

Unter den lyrisch-epischen Stücken des dritten Abschnittes (S. 165—246.) finden sich neben andern um des vaterländischen Zweckes willen auch manche von Usteri, Follen und dem Herausgeber selbst, auf schweizerische Begebenheiten bezüglich. Eine solche Verherrlichung der vaterländischen Geschichte ist gewiß sehr geeignet, den Sinn für das Große und Edle zu wecken. Auch den vierten Abschnitt (S. 246—272.) schließt ein ansprechendes Stück von dem Schweizer Usteri in humoristischer Manier: „der Frühlingsbote“. Von den rein lyrischen Dichtungen des fünften Abschnittes (S. 273 – 293.) sagt der Herausg. S. VIII: „Möge es recht vielen Lehrern gelingen, ihre Zöglinge auf diese Stufe gehörig vorzubereiten! Dann kann ein reicher Segen nicht ausbleiben; hier ist ein Stoff, ich möchte sagen, ein heiliger, zur wahren Herzensveredlung.“ Und S. XIX. fügt er die sehr wahre Regel hinzu: Wenn der Lehrer merkt, daß der Schüler ergriffen sei, daß in seinem Gemüthe veredelnde Bewegungen vorgehen, so unterlasse er ja, den kritisirenden Verstand anzusetzen; das wäre ganz und gar gegen den pädagogischen Zweck. Vielmehr es darf und soll sogar sentimentalen Gedichten etwas Gefühlerregendes beigemischt sein, das sich aber mehr fühlen als verste-

hen läßt.“ — Waren wir mit der Auswahl des Herausg. in den fünf ersten Abschnitten der poetischen Abtheilung im Ganzen einverstanden und versichern wir gern, daß man hier einen reichen Schatz der schönsten und anregendsten Dichtungen beisammen findet, so können wir dagegen im sechsten Abschnitte (S. 293—348.) Einiges nicht billigen. Auf eine große Anzahl schöner und inhaltschwerer Sinnsprüche von Göthe, Usteri, Herder, Nägeli, Rückert, u. A. folgen Fabeln, unter diesen sogenannte „neue“ von Fröhlich, die uns nebst den „Thierzeichnungen“ von Meyer ebenso wenig in ein Schulbuch, als in ein Volksbuch zu gehören scheinen. Die Fabeln von Fröhlich enthalten fast sämmtlich eine bittere Ironie gegen Zustände und Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, über welche die Jugend noch gar nicht aburtheilen kann, und welche das Volk nur zu leicht, aber nicht ohne den größten Nachtheil von dem einseitigen Standpunkte eines solchen Witzwortes auffaßt. Rec. hat schon öfter diesen Punkt berührt; aber je mehr unsere Zeit zu dem Gegentheile hinneigt, desto entschiedener glaubt er es aussprechen zu müssen, daß man seiner Ueberzeugung nach der Jugend wie dem Volke immer eher das Ideal als die Karrikatur zeigen soll. Man sehe wohl zu, was man treibt, wenn man die unreife Jugend auffordert, die ernstesten Lebensverhältnisse scherzend zu betrachten und gegen vermeintliche Gebrechen in Dingen, die sie nicht anders in ihren Kreis ziehen kann, mit den Waffen der Satyre zu streiten. Es soll damit keineswegs aller Gebrauch der Satyre als unsittlich verworfen werden, aber für die Jugend erscheint sie uns als das gefährlichste Gift, wenigstens gewiß, sobald sie nicht eine völlig harmlose ist. Leicht wird z. B. die Achtung gegen das wirklich Achtungswerthe mit untergraben, wenn man den „Respekt“ überhaupt lächerlich macht, wie in Folgendem geschieht: „Welch ein Held muß Jener sein, thatenreich, fromm und gelehrt! sagt ein Gast im Hundverein, daß ihn jeder wedelnd ehrt, daß sich Keiner vor ihm muckt, vor ihm sich der Beste duckt! Thut mir seine Thaten kund! Ach! sagt ihm ein andrer Hund, dieser Mächtige zerreißt, den, der ihm nicht Ehr erweis't (S. 326.).“ Die Diplomaten insgesammt werden verdächtigt, wenn es hier unter der Ueberschrift „Diplomatik“ heißt: „Warum sind uns Doppelzungen? wundert eins der Schlangenjungen. Und die Mama sagt ihm: Lug, eine wär' uns nicht genug; denn wir sind unendlich klug. (S. 325.).“ Auch die Volksvertreter kommen übel weg: „Anerkennung gleicher Rechte gaben einst die Wohlgebornen auch den Schafen, den geschornen. Und es wählten die Erhörten, daß er kräftig sie verfechte, einen von den Hochgeöhrten. Dieser, an den Hof gekommen, wurde freundlich aufgenommen, und die Hunde, die Minister, haben höflich ihn berochen, selbst der Leu hat mit Geflüster, Etwas zu dem Mann gesprochen. Und er fand ein herrliches Leben, denn es ward ihm Korn

gegeben. Drum er denn auch ya sagte, zu dem allen, was man tagte!“ Dergleichen ist schon deßhalb höchst gefährlich, weil dabei dasjenige, was an dem Einzelnen Verkehrtes sich findet auf das Ganze und Allgemeine übergetragen wird. Zum Aburtheilen und Verdammen in Bausch und Bogen sind die Menschen in allen Lebensverhältnissen nur zu geneigt; und es wird dadurch viel Unheil angerichtet. Solcher Verkehrtheit darf die Schule keinen Vorschub leisten. Sie soll allerdings das Verwerfliche als solches anerkennen lehren und dasselbe zu diesem Zwecke stets bei dem rechten Namen nennen, aber soll zugleich zu der Besonnenheit und der Gerechtigkeit anleiten, welche nie nach bloßen Namen aburtheilt, welche z. B. zwar die doppelzüngige Diplomatik tadelt, aber nie die Diplomatik überhaupt als eine doppelzüngige bezeichnet. Die Art der Bekämpfung menschlicher Thorheiten in Meyer's „Thierzeichnungen“ müssen wir ebenfalls noch immer (vgl. A. S. Z. 1835 Nro. 67.) als für die Jugend höchst unpassend ansehen. — Es scheint der Mühe werth, folgende Probe von der Behandlung des Verfs. vollständig mitzutheilen, damit unsere Leser sich selbst ein Urtheil bilden können. Unter der Ueberschrift „die Spyren“ heißt es S. 335.: „Es gibt Schwalben, welche die niederen Hütten nicht lieben und höher hinaus wollen; dahin gehören die Spyren. Diese kommen glatt und schwarz gekleidet, und schwarz scheinen sie auch durch und durch zu sein. Ihre Flügel sind lang und gehen als Mantel beynahe über ihre kurzen Beine und breiten Füße; die sind wie mit rauhen, schwarzen Strümpfen angethan, als ob sie damit ihre scharfen und krummen Klauen verdecken möchten. Die Klauen alle nach vorn gerichtet, gar geschickt zum Rauben, und überall anzuklammern, haben ihnen auch den Namen Häckler zugebracht. Ihrer flachen Köpfe ungeachtet scheinen sie sehr verschlagen; sie sind überdieß zweizüngig, der Schnabel ist kurz, das Maul sehr weit. Sie halten in Gesellschaft zusammen, sind beinahe über die ganze Erde als ein lebendiges Netz ausgebreitet, schicken in alle Welttheile, sogar nach China Missionärs. In der Schweiz haben sie vorzüglich Freiburg zu ihrem Hauptsitze auserlesen und dort in Staatsgebäude und Münster sich eingenistet. Viele sind der Meinung daß sie mit dem Kitte ihrer Nester noch altes Gemäuer zusammenhalten. Sie bauen sich überall hoch an als ob sie das Land regieren wollten; da können sie auch ungestört brüten und ihr wüstfrommes Leben ohne Scheu treiben. Ja sie gelten noch hie und da für heilig, und man fürchtet sich ihre Nester, sowie diejenigen der Dohlen, dieser diebischen, lärmenden frères ignorantins, herunterzufegen, als ob sie Schutzpatrone der Kirche wären. Da mauren sie ihre Zellen aus zusammengebettelten und gestohlenen Sachen und liegen gar bequem auf den Federn anderer Vögel. Wo sie einmal festgesessen, wird man ihrer kaum mehr los, und zerstört man die Nester, so findet man dieselben

dennoch bald an der alten Stelle wieder. Die Spyren halten ihre Arme unter den langen Flügelkleidern versteckt, und wenn sie fliegen, glaubt man, sie ertheilen dem ganzen Lande ihren Segen; aber den Scheinheiligen leuchten nur Mücken und schöne Schmetterlinge ins Auge, auf welche sie im Dunkeln unversehens losschießen. Sie sind die besten Wetterkundigen; gibt es Unwetter so fliegen sie nie aus, sondern halten sich ganz still in ihren Nestern; wird es ihnen zu rauh, so wandern sie in Schaaren nach Süden, wo ihre eigentliche Heimath ist. Wird ihnen die Witterung günstiger, so sind sie auch wieder da. Erst angekommen stellen sie sich öfters todt; aber kaum sind sie erwärmt, so schwimmen sie hoch oben. Licht vertragen sie nicht, lieben die Dämmerung, und dann erst jubeln sie laut auf, fliegen in Kreisen und machen dabei die geschicktesten Schwenkungen. Sie setzen sich nie auf einen Baum, so daß ihnen Alles, was grün ist und blühet, verhaßt scheint; auch verfolgen sie mit wüstem Geschrei jeden Vogel aus dem Adlergeschlechte. Nur für die Spanier und Italiäner sind sie genießbar; übrigens trifft man sie hie und da auf den Kopf und stopft sie aus. Gegenwärtig schon im August droht ihnen harter Winter, und sogar von Freiburg weg möchten sie noch in ihre Heimath sich flüchten!" Mag immerhin das verderbliche Treiben der Jesuiten eine solche Verspottung verdienen. Aber sollte nicht dergleichen das unbefangene Gemüth der Jugend verwirren? Und hat nicht die ganze Darstellung so viel Gesuchtes und Unnatürliches, daß sie auch von dieser Seite verwerflich scheint? Der Anhang zur poetischen Abtheilung (S. 349. 387.) enthält noch manches Schöne.

In der dritten Abtheilung (S. 388 — 620.) findet man Mittheilungen aus der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturkunde. Die geschichtlichen Stücke betreffen die Kämpfe der Griechen gegen die Perser, die Freiheitskämpfe der Römer, den Kampf der Deutschen gegen die Römer und die Freiheitskämpfe der Schweizer. Daß hier von nichts als von Kämpfen und Schlachten erzählt wird, ist doch wohl eine nicht zu billigende Einseitigkeit, zu welcher die Lieblingsidee des Herausgebers, ächte Republikaner bilden zu wollen, ihn verleitet hat.

Die Mittheilungen des zweiten Abschnittes (S. 525 — 620.) sind ohne besondere Rücksicht auf die Schweiz ausgewählt und haben allgemeines Interesse. — Die am Schlusse beigegebenen kurzen Wort- und Sacherklärungen, sowie die Notizen über die im Lesebuche vorkommenden Schriftsteller sind angenehme Zugaben, wenn gleich die letzten sehr unvollständig und zum Theile unrichtig genannt werden müssen. — Eine Zurückweisung verdient noch die in der Vorrede (S. XIII.) enthaltene Behauptung, bey uns Deutschen sei „das ganze orthographische System ein Gemisch von Unregelmäßigkeiten und Willkührlichkeiten." Warum Zahl und Kahn mit h, Flur und Schwan ohne h geschrieben werden,

dafür sind die Gründe oft genug, auch in diesen Blättern angegeben worden. Wenn man etwas genauer zusieht, so braucht man fürwahr seine Schüler nicht mit der bloßen Klage über Unregelmäßigkeiten und Willkührlichkeiten abzuspeisen. Der Herausgeber sehe nur S. 250. der „Sprachdenklehre“ seines Landsmannes und Amtsgenossen, des Seminardirectors Wurst in St. Gallen (Reutlingen 1836.). Unserer Ueberzeugung nach ist in dem vorliegenden Werke eine an sich schöne und beifallswerthe Idee nicht durchgehends glücklich ausgeführt worden, was uns daher zu rühren scheint, weil der Herausgeber zwei von einander verschiedene Zwecke auf demselben Wege erreichen wollte, und weil er weder die Bedürfnisse der Schule, noch die des Volks scharf genug ins Auge faßte. Daß das Buch bey seinen vielen vortrefflichen Gaben auf manche Gemüther wohlthätig einwirken und bey gehöriger Umsicht des Lehrers auch in der Schule mit Nutzen gebraucht werden könne, soll damit nicht geläugnet werden.

Im September 1836. Lorberg.

In demselben Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

SCHWEIZERISCHES MUSEUM

FÜR

HISTORISCHE WISSENSCHAFTEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

F. D. GERLACH, J. J. HOTTINGER

UND W. WACKERNAGEL.

Erster Band. Erstes Heft.

gr. 8. br. Preis für den Band von 3 Heften (24) Bogen Rthl. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Welche

Veränderungen und Verbesserungen

sollten in unserm

Evangelisch-reformirten Kultus

vorgenommen werden?

Auszug aus einer Reihe von Vorlesungen vor der Ascetischen Gesellschaft in Zürich, gehalten in den Jahren 1817. 1820 und 1821.

Von

Salomon Vögelin,

Kirchenrath.

gr. 8. broschirt 8 gr. oder 36. kr.

Jugendgebete

für

Haus und Schule.

Gesammelt und geordnet

von

Pfr. J. H. Zimmermann,

Religionslehrer an der Stadtschule in Zürich.

gr. 16. br. 2 gr. oder 8 kr.